Der
Pächter Martin
und
sein Vater.

Dritte verbesserte Auflage.

Zweyter Band.

Mit einem Titelkupfer.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen. 1802.

Verzeichniß

der in diesem zweyten Bande enthaltenen Nummern, nach Aufschrift und Seitenzahl.

Seite

I.

Geschichte meines unglücklichen Lebens. Geschrieben im Kerker = = 1

II.

Zusätze und Bemerkungen zu vorstehender Geschichte meines Lebens. Zehn Jahre später geschrieben = = 36

III.

Yannettin und Yantellin. Aus einer portugiesischen Handschrift = = 58

IV.

Saddy; über das Land der Vorbereitung zum Lande der Glückseligkeit = 64

Seite

V.

Durch Wohlthaten macht man Undankbare 71

VI.

Wie man wohlthun müsse = = 86

VII.

Eddelhold und seine Charlotte = 99

VIII.

Eddelhold; über seine Charlotte und seine häusliche Glückseligkeit = = 116

IX.

Ueber Spiele, vorzüglich Kartenspiele 133

X.

Tadle deinen Freund, wenn du ihn zum Feinde haben willst = = 139

XI.

Ueber Menschenliebe = = 147

XII.

Ueber große und kleine Tugenden = 160

XIII.

Ueber Tugend und Lebensweisheit = 187

Die Gesellschaft der freyen Männer. Eine Beylage zum Pächter Martin und sein Vater.

Seite

Vorrede 197

I.

Beantwortung der Frage: Warum unsere Gesellschaften so wenig gesellige Freuden gewähren? nebst einem Vorschlage zur Errichtung eines kleinern gesellschaftlichen Zirkels . . 206

II.

Gesetze der Gesellschaft der freyen Männer 229

III.

Einige in Vorschlag gebrachte neue Gesetze für die Gesellschaft . . 244

Seite

IV.

Reden und Vorlesungen in der Gesellschaft der freyen Männer gehalten

1) Ueber Schillers Lied an die Freude 250

2) Ueber den Mißbrauch des Freundschaftskusses und der Umarmungen 272

3) Epitomierte Beantwortung ꝛc. 288

4) Einige Fabeln . . 297

5) Ueber Zufriedenheit . . 309

I.

Geschichte meines unglücklichen Lebens.

Geschrieben im Kerker.

Es giebt viel Leiden unter'm Monde, und die Klage ist so wahr als alt: Des Menschen Leben ist Elend von der Wiege bis zur Bahre! Sey es, daß hier und da Einmal ein Glücklicher eine seltene Ausnahme macht; wir wollen ihm sein Glück nicht mißgönnen; nur fordre er auch nicht, daß wir im Gefühl unserer eigenen Leiden, und bey'm Anblick tausend anderer, die um und neben uns weinen, oder, noch unglücklicher, weinen möchten und nicht können — in sein Jubellied einstimmen sollen.

„Aber, sagt ihr, auch des Unglücklichsten „Leben ist nicht ganz freudenleer; auch er zählte,

„wo nicht Jahre, doch gewiß Tage und Wochen, „in welchen ihm wohl war, wo er sein Daseyn „segnete, wo er sich glücklich fühlte.“ Nun ja; wer wollte und könnte auch sonst das Leben aus- halten? Wie aber, wenn der Labetrank, der uns stärkte, uns nur zur Ertragung neuer und größerer Leiden stärkte? wenn das Glück uns durch sein Lächeln täuschte, und dann des Ge- täuschten bitter spottete? wenn es uns mit der einen Hand gab, um mit der andern desto mehr zu nehmen? wenn es uns den Becher der Freude durch irgend eine herbe Beymischung ungenießbar machte? oder uns hier und da einige Blumen auf den Weg streute, um uns über diese Blumen unter Dornen zu treiben?

Dieß war mein Schicksal. Ich habe wenig heitre Tage gehabt. Schien mir einmal die Sonne, so folgte gewiß bald ein Ungewitter; mein scheinbares Glück lös'te sich immer in größe- res Unglück auf. Hört meine traurige Geschichte, und weint dem Unglücklichen die Thräne des Mit- leids. Doch nein; ich mag eure Thränen und euer Mitleid nicht — spart das für euch selbst und eure Freunde! Ich erzähle, um meinem

gepreßten Herzen Luft zu machen. Indessen, wer weiß, ob euch meine Geschichte nicht lehrreich, wohl gar trostvoll ist! Man sagt ja, es wäre Trost für Unglückliche, noch Unglücklichere neben sich zu sehen. Den elenden Trost kann ich euch geben.

Drey Jahre waren meine Aeltern schon verheirathet, und noch war ihr sehnlichster Wunsch nach Vater- und Mutterfreuden nicht erfüllt. Man kann denken, daß ich, ihr Erstgeborner, desto freudiger bewillkommt wurde. Die Natur hatte mir ein ziemlich gutes Empfehlungsschreiben mitgegeben, und mein Vater konnte einst diesem Empfehlungsschreiben durch das große Gewicht, wornach auf unsrer besten Welt alles abgewogen wird, Nachdruck geben — er war einer der reichsten Männer meiner Vaterstadt.

Welche schöne Aussicht in eine glückliche Zukunft! Aber früh genug wurde mir die Aussicht getrübt, früh genug wurde ich in Trauergewand gekleidet, in die Farbe, die mein künftiges Leben

bezeichnen sollte. Kaum konnte der Knabe Vater lallen, so wurde ihm dieser Vater schon durch den Tod entrissen! —

Meine Mutter umfaßte nun mit ihrer ganzen ungetheilten Liebe ihr einziges Kind. Alle auch noch so vortheilhafte Anträge zu einer zweyten Heirath schlug sie aus, um ganz für mich zu leben — und lebte acht Jahr für mich; da mußte auch sie, die mir täglich und stündlich Beweise ihrer zärtlichsten Mutterliebe gegeben hatte, von mir scheiden, da ward ich vater- und mutterlose Waise! —

Der Bruder dieser guten Mutter nahm sich als Vormund des verlassenen Waisen an. Ein biedrer Mann; allein wie konnte er mir meine Aeltern, wie ihre Liebe, wie besonders die Liebe der sanftesten, zärtlichsten Mutter ersetzen? Er sorgte für meine Erziehung, unterrichtete mich selbst — er war Prediger und, wie man sagte, ein sehr gelehrter Mann! — und ließ mich durch andere unterrichten: doch das alles mehr aus kalter Pflicht als aus Liebe. Ich wollte, weil es meine Mutter gewollt hatte, studieren; und nun trieb mich mein Vormund ungestüm zum Fleiße

an, um einst ein recht geschickter, wenn's der Himmel wollte, wohl gar gelehrter Mann zu werden. So mußte ich den größten Theil meiner unwiederbringlichen Jugend, wo ich mich des Lebens noch hätte freuen können, hinter Büchern schwitzen.

Endlich erschien mir die längst herbey gewünschte Zeit des freyern akademischen Lebens, und ich fing wirklich an im Zirkel meiner Freunde mein Leben zu genießen. Doch kaum war ein Jahr verflossen, so war auch meine schöne Zeit schon zu Ende.

Mein Vormund schrieb mir: daß mein ganzes Erbgut von väterlicher Seite, welches in einem angesehenen Handelshause stand, mit dem Falle dieses Hauses verloren gegangen sey. Er rieth mir zugleich, da mein mütterliches Erbgut äußerst unbedeutend wäre, mich nicht nur in Ansehung meines Aufwands möglichst einzuschränken, sondern auch mein Vorhaben, ein Rechtsgelehrter zu werden, aufzugeben, und lieber die Theologie zu wählen, wobey der ärmere Candidat doch immer mehr Aussicht zur künftigen Versorgung hätte. Ich mußte ja wohl, so wenig Neigung

ich auch zum theologischen Studio hatte — wie es damals getrieben wurde — den guten Rath befolgen, der Gesellschaft meiner Freunde entsagen, und mich wieder unter meine Bücher begraben.

Bey meiner Rückkehr in's Vaterland trat ich in ein Trauerhaus — fand meinen Vormund auf der Bahre. —

Der zeitherige Collaborator an der Kirche meines Vormunds bekam das Amt des Verstorbenen, und mir ward die Hoffnung Collaborator zu werden; eine Hoffnung, auf die ich desto sicherer bauen konnte, da ich nur Einen, äußerst unwissenden und nach allgemeinem Urtheile ganz unwürdigen Menschen, zum Competenten hatte. Aber dieser unwissende Mensch war der Sohn des Herrn Superintendentens, und der Superintendent war mein Examinator. Noch jetzt siedet mir das Blut in den Adern, wenn ich an den schrecklichen Tag, an die Ungerechtigkeit, an die Mißhandlung, wenn ich an den Mann zurück denke, dem ich fluchen möchte!

Er fing sein Examen damit an, daß er mich nach dem Geburts- und Sterbejahre berüchtigter Ketzer fragte; und konnte sich, da ich ihm keine dieser Fragen zu beantworten im Stande war, nicht genug über meine Unwissenheit in der Kirchengeschichte wundern. Mit einiger Heftigkeit sagte ich ihm: daß ich dieß nicht für Kirchengeschichte, wenigstens nicht für das Wesentlichste derselben, sondern für unbedeutende Nebensache, für Kleinigkeit hielte: „Um so mehr," erwiederte er mit hämischem Lächeln, „sollte man doch „bey einem dreyjährigen Studioso theologiae „voraussetzen, daß er solche unbedeutende Klei- „nigkeiten desto fertiger beantworten könnte. „Wie? wenn ich nach des großen Reformatoris „Lutheri Geburts-Jahr und Tage fragte? —"

Zuverlässig hätte ich dieß bey ruhigerm Blute gewußt; jetzt wußte ich es nicht. In die Seele drang mir nun der Spott des Examinators, der die beysitzenden Consistorialen versicherte: daß ihm noch am vorigen Sonntage bey der Catechisation diese Frage von einem zehnjährigen Knaben richtig wäre beantwortet worden. Er ging zum Hebräischen über, und fragte mich nach den

Namen und Gebrauche der Accente und andern Grammatikalien, welche ich als Schüler wußte, und wieder vergessen hatte. Unwillig schlug er seine hebräische Bibel zu, mit hoher Betheurung: daß ihm so etwas (sollte heißen: solche abscheuliche Unwissenheit) noch nicht vorgekommen wäre. Er erreichte seinen Zweck. Ich verlor alle Fassung, alle Besinnungskraft, und konnte nun auch die leichtesten Fragen nicht beantworten. So wurde ein Jüngling, der sich durch Fleiß und Gelehrigkeit den Beyfall aller seiner Lehrer erworben, und er darf hinzu setzen, verdient hatte, auf die schimpflichste Art zur Schule zurück gewiesen. — Noch Einmal: es war ein schrecklicher Tag! Alle meine Hoffnungen mit Einem Male vereitelt; mein ganzes Glück untergraben — zertrümmert; meine Ehre auf die empfindlichste Art gekränkt; so in den Staub getreten! — Ohne die innigste Theilnehmung, den Trost, die Unterstützung eines Herzensfreundes, meines G**, würde ich vielleicht den schrecklichsten Tag nicht überlebt haben. Und — desto besser! — Allein, ich sollte ja in Zukunft noch mehr, tausend Mal mehr leiden.

Auf den Rath meines G** sammelte ich den kleinen Ueberrest meines Vermögens, ging auf die Universität zurück, verließ die Theologie, deren Priester mich verlassen — verworfen hatten, und studierte die Rechte. — Etwas über zwey Jahre hatte ich wieder mit unermüdetem Fleiße gearbeitet, als mich zum zweyten Male die Hoffnung in meine Vaterstadt rufte, um mich zum zweyten Male zu täuschen. Ein armseliger Schreiberdienst war es, warum ich mich bewarb, der mir von mehrern Vätern meiner Vaterstadt mit Hand und Mund versprochen, und wie es zur Wahl kam, dennoch einem andern gegeben wurde. „Sollte mein „Vetter die Stelle nicht wenigstens mit eben so „viel Ehre bekleiden, als der neue Candidatus „juris, den die Theologen nicht brauchen konn„ten?“ sagt einer von den wählenden Herren, und seine Collegen gaben ihm Beyfall.

Jetzt hatte ich in meinem Vaterlande nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu erwarten; es hatte mich ausgestoßen. Sollte ich im Auslande mehr erwarten? Es war Krieg. Eben war eine mörderische Schlacht vorgefallen;

viele Tausende waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Rasch war mein Entschluß gefaßt: Ich werde Soldat! und eben so rasch schritt ich zur Ausführung. Ich verkaufte meine Bücher, um Reisegeld zu bekommen; und war nun reisefertig. Wäre ich es nur um Einen Tag früher gewesen! Noch am letzten Abend vor der bestimmten Abreise, werde ich in die Post gerufen: „Ein Fremder wünschte „mich zu sprechen." Es war der Graf D**, den ich in meinem letzten akademischen Jahre bey unserm gemeinschaftlichen braven Lehrer W** kennen gelernt hatte. Er bat mich, ihn als Hofmeister oder auch bloß als Freund, wie ich das am liebsten wollte, nach Italien und England zu begleiten, und versprach mir im Namen seines Vaters, dem mich W** empfohlen hatte, nach unserer Rückkehr auf meine fernere Versorgung zu denken.

Welch ein unverhofftes Glück! Ich glaube ich weinte vor Freude — wozu, aufrichtig gestanden, die liebe Eitelkeit nicht wenig beytrug. In einer Art von Triumph, im gräflichen Wagen konnte ich aus der Stadt fahren, wo, wie ich mir

schmeichelte, nun jeder einsehen würde, daß man mich verkannt hätte. Dieß war ein Stückchen Weg, das mir das Schicksal mit Blumen bestreute, um mich über Blumen unter Dornen zu treiben.

Der Anfang unserer Reise war erwünscht, war über meine Wünsche. D** vergaß den Grafen, und gab sich mir ganz zum Freunde; sein Name und vollgültige Empfehlungen, womit er versehen war, eröffneten uns Häuser, die vielen andern Reisenden verschlossen bleiben, und dieß machte uns unsern Aufenthalt in Italien eben so angenehm als lehrreich. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht völlig Ein Jahr. Ein Weib in Neapel verdarb den Grafen, brachte mich um seine Freundschaft, ihn um sein Geld, um seine Ehre, um seine ganze moralische Güte. Vergebens waren meine Bitten und Vorstellungen, vergebens vereinigte ein Freund des alten Grafen, der Freyherr von M**, der sich eben damals in Neapel aufhielt, seine Bemühungen mit den meinigen, um den verblendeten Jüngling aus einer Verbindung heraus zu reißen, welche in mehr als Einer

Rücksicht für ihn so gefahrvoll war: er trug die Bande seiner Donna nach: wie vorher, vermied die Gesellschaft des Barons, und ließ mich meine Abhängigkeit fühlen.

Mitten im Rausche seiner unedlen Vergnügungen überraschte ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Ich benutzte diese Gelegenheit so gut ich konnte; er schien gerührt, versprach mir zu folgen — „nur müsse er noch so „lange in Neapel bleiben, bis er seine beträcht„lichen Schulden bezahlt hätte.“ Er gab mir deßhalb die nöthigen Aufträge, mit welchen ich nach Teutschland abreisete, zugleich mit der schriftlichen Versicherung: daß ich nach dem Tode seines Gerichtshalters dessen Stelle erhalten, und so lange der alte Mann noch lebte, ihn für thätige Dankbarkeit des Grafen in seinem Amte unterstützen sollte.

Der alte Gerichtshalter empfing den ungebetenen Gehülfen eben nicht freundlich; desto freundlicher empfing ihn seine Tochter — ein Mädchen — ich muß noch jetzt gestehen, daß ich nie ein schöneres reitzenderes Mädchen gesehen habe. Sie war erst vier Wochen vor mir, nach

dem Tode ihrer Mutter, auf's Land gekommen. Eine Tante hatte sie in der Stadt erzogen, und ihrer äußern Schönheit durch die vortheilhafteste Geistesbildung höhern Reitz gegeben. So viel Reitz und mir so nahe, wie hätte ich ihm widerstehen können? Und warum hätte ich ihm widerstehen sollen? War nicht alles meinen Wünschen günstig? Schien es nicht, mit den Romanenschreibern zu reden, als hätte sie mir das Schicksal selbst zugeführt, da ich sie so unverhofft, zu so schicklicher Zeit, unter so einladenden Umständen finden mußte? Nun ja! das Schicksal hatte sie mir mütterlich, wie es immer für mich sorgte, zugeführt! Ich liebte und wurde geliebt; der Vater, wie es sich unter den Umständen leicht denken läßt, billigte unsere Liebe, legte den Murrsinn, womit er dem Fremden, der sich in sein Amt eindrängen wollte, begegnet hatte, ab, überließ gern dem künftigen Schwiegersohne seine Arbeit; und wir erwarteten nur die Ankunft des Grafen, um so glücklich zu werden, als es Sterbliche seyn können.

Es verging indessen ein volles Jahr; noch schwelgte der Graf in Italien, und nahm ein

Darlehn nach dem andern auf seine Güter. Vielleicht, dachte ich, wirkt ein gut geschriebener Brief mehr als mündliche Rede; ich schrieb so gut, so durchdacht und zugleich so herzlich, als ich konnte, und bekam früh genug eine entscheidende Antwort, die aber nicht unmittelbar an mich, sondern an den Vater meiner Geliebten! meiner Braut! gerichtet war:

„Der naseweise junge Mensch, der es ge„wagt hätte, einen so respektwidrigen „Brief an seinen Herrn zu schreiben, „sollte je eher je lieber die hochgräflichen „Güter verlassen. — Ueberbringer dieses „solle in seine Stelle einrücken rc.“

„Es thut mir leid,“ sagte der Vater meiner Braut, „allein wer kann's ändern! Da ich Ihnen aber meine Tochter nur sub conditione versprochen habe; so werden Sie von selbst einsehen, daß bey so bewandten Umständen — aus der Heirath nichts werden kann.“

Meine Braut vergoß Ströme von Thränen — und ließ sich nach vier Wochen mit dem neuen Herrn Gerichtshalter ganz im Stillen

trau:

trauen. „Wahrscheinlich doch von ihrem Vater dazu gezwungen?" Es hatte des Zwangs nicht bedurft. Der junge Mann, der in alle meine Rechte trat, war, wie ich bald nachher erfahren habe, schon vor Jahren ihr guter Bekannter gewesen. Am Abend ihres Hochzeittages hatte sie herzlich über den Spaß, wie es ihr Bräutigam nannte, gelacht: „daß ich nun mit meinen Einwendungen post festum kommen würde."

Es fiel mir nicht ein, meine Rechte gegen den Grafen geltend zu machen — wozu es mir freylich auch an Geld und Gönnern fehlte: wie hätte es mir einfallen sollen, Einwendungen gegen den neuen Ehehandel eines feilen Weibes zu machen! Ich konnte sie verachten; dieß war der einzige armselige Trost, welcher dem Unglücklichen übrig blieb, den man nun wieder mit verwundeten Herzen aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen hatte. —

Millionen Menschen priesen damals die Milde ihrer Beherrscher, daß sie dem Morden und den Verheerungen des Krieges ein Ziel gesetzt hatten, und sangen ein festliches Te Deum laudamus. Ich konnte nicht mitsingen. Mit den verkrüp-

pelten und verabschiedeten Soldaten pries ich das Glück der Erschlagenen, und wünschte nur noch Eine Schlacht, in der Hoffnung — dann auch Friede zu erhalten. Der Wunsch war nun vergeblich; so mußte ich dann wohl am Pilgerstabe fortschleichen, und bey erloschenem Triebe zum Leben dennoch Lebensunterhalt suchen, ungewiß ob ich ihn finden, oder auf der reichen Erde, wo aber jedes Stückchen seinen eigenen Herrn hat, verhungern werde. Betteln, schmeicheln, kriechen konnte ich nicht, ein nützliches Handwerk hatte ich nicht gelernt, und selbst mein Kopf schien mir seine Dienste versagen zu wollen. Guter F**, was würde ohne deinen Rath aus mir geworden seyn!

Kaum eine Tagereise weit von D**hagen, wo man mich vertrieb, wohnte dieser F**, einer meiner besten Universitätsfreunde. Er war Prediger auf einem kleinen Dorfe, welches sein Vorgänger im Amte verlassen hatte — um dem Hungertode zu entgehen. Nur zwey Mal hatte ihn der Verliebte während seines Aufenthalts in D**hagen, besucht; jetzt nahm der Unglückliche, der Vertriebene zu ihm seine Zuflucht, daß er

ihm rathe, daß er für ihn denke; und wurde von dem biedern Manne brüderlich aufgenommen. Er war mir hier, was mir mein G** in meiner Vaterstadt gewesen war, und gewissermaßen noch mehr, weil er mir in seiner Schwester eine Freundin gab, deren sanfterer Trost dem Unglücklichen näher an's Herz drang. Im schimmernden Glanze meiner ersten Liebe hatte ich zeither ein Mädchen ganz übersehen, dessen ungeschminkte Herzensgüte mir jetzt so wohl that — nur allzu wohl that. Gute Wilhelmine, hätte ich dich immer übersehen! Keine unglückliche Liebe würde dich dann in mein trauriges Verhängniß gezogen haben. — Wie sehr verdienest du ein besseres Loos! —

Ich schreibe keinen Roman; und es ist nicht meine Schuld, wenn die leider! nur allzu wahre Geschichte meines Lebens in einigen Zügen einem Romane ähnlicht. Besser für mich, wenn sie diese Aehnlichkeit nicht hätte! Wer indeß seinen Agathon*) so gelesen hat, wie man einen

*) Hierher gehört vorzüglich die Stelle im 5ten Kapitel des zweyten Theils: „Schwermuth und

Agathon lesen muß, oder die lebendige Sprache der Natur, aus welcher der Verfasser des Aga-

Traurigkeit machen die Seele nach und nach schlaff, und eröffnen sie allen weichen und zärtlichen Regungen.“ Dieser Satz ist so wahr, daß tausend Liebesverbindungen in der Welt keinen andern Ursprung haben. Ein Liebhaber verliert einen Gegenstand, den er anbetet. Er ergießt seine Klagen in den Busen einer Freundin, für deren Reitzungen er bisher vollkommen gleichgültig gewesen war. Sie bedauert ihn. Er findet sich dadurch erleichtert, daß er frey und ungehindert klagen kann. Die Schöne ist erfreut, daß sie Gelegenheit hat, ihr gutes Herz zu zeigen. Ihr Mitleid rührt ihn, erregt seine Aufmerksamkeit. So bald eine Frauensperson zu interessieren anfängt, so bald entdeckt man Reitzungen an ihr. Die Lagen, worin jetzt beide sich befinden, sind der Liebe günstig; sie verschönern die Freundin, und blenden die Augen des Freundes. Ueberdieß sucht der Schmerz natürlicher Weise Zerstreuung, und ist geneigt sich an alles zu hangen, was ihm Trost und Linderung verspricht. Eine dunkle Ahndung neuer Vergnügungen, der Anblick des Gegenstandes der solche geben kann, die günstige Gemüthsstellung, worin man denselben sieht, auf

thons uns so manche getreue Uebersetzung lieferte, selbst ein wenig versteht, der wird es sehr begreiflich finden: daß meine sanfte theilnehmende, tröstende Freundin mir in kurzer Zeit mehr als Freundin werden, und daß ein Herz, das so unglücklich geliebt hatte, sich zum zweyten Male so leicht, so schnell der Liebe öffnen konnte.

Meine neue Liebe gab mir neuen Muth zu leben; bey der wieder auflebenden Ueberzeugung, daß es mir nicht an Kenntnissen und Kräften fehle, der Gesellschaft zu nützen, bey dem festen Entschlusse, ihr redlich nützen zu wollen, hoffte ich jetzt mehr als jemals eine Stelle zu finden,

der einen — die Eitelkeit, diese große Triebfeder des weiblichen Herzens, das Vergnügen, über eine Nebenbuhlerin zu siegen, indem man liebenswürdig genug ist, ihren Verlust zu ersetzen, die Begierde selbst ihr Andenken auszulöschen, vielleicht auch die Gutartigkeit der menschlichen Natur und das Vergnügen glücklich zu machen, auf der andern Seite: wie viel Umstände, welche sich vereinigen, unvermerkt den Freund in einen Liebhaber, und die Vertraute in die Hauptperson eines neuen Romans zu verwandeln!

wo ich nützen könnte — und dieß besonders am **er Hofe. Hier war der Baron M** erster Rath des Fürsten, eben der, dessen Bekanntschaft ich in Neapel gemacht, und der mich mehr als Einmal versichert hatte: es werde ihm Freude machen, wenn er mir künftig dienen, und zu meiner bessern Beförderung beytragen könne. Zum Ueberfluß hatte ich noch eine Empfehlung von meinem Lehrer W** an einen andern Vielvermögenden an diesem Hofe.

Gestärkt durch Liebe und Hoffnung trat ich also meine Reise an, und dieß, weil ich meinem Glück entgegen zu eilen wähnte, so rasch, daß der geübteste Fußgänger Mühe gehabt haben würde, mir in den ersten drey Tagen gleichen Schritt zu halten. Dafür mußte ich aber vierzehn Tage gelähmt auf einem Dorfe weilen, weil ich — freylich meinem Glücke! — gar zu eilfertig entgegen gelaufen war. Beynahe hätte ich auch dieses an sich so angenehme Hinderniß auf meiner Reise für das Werk meines guten Genius halten sollen! Der dortige Amtmann, ein Mann von seltenen Kenntnissen und noch

seltnerer Rechtschaffenheit, *) nahm sich des Fremden gastfreundschaftlich an, machte ihm durch seine interessante Unterhaltung die Tage zu Stunden, würdigte den Jüngling seines Zutrauens, seiner Freundschaft; und dennoch — ja dennoch hätte ich eine schmerzliche, bittere Empfindung weniger, wenn ich ihn nie hätte kennen lernen. — Verzeihe mir, edler Mann, wenn sich in das Andenken an deine Freundschaft diese bittere Empfindung einmischt, die nicht dir, sondern meinem schwarzen Verhängniß gilt, welches mir die Hand, die mich retten konnte und retten wollte, von ferne zeigte, und mich dennoch verhinderte, diese wohlthätige Hand zu meiner Rettung zu ergreifen! —

Ich ging, so bald ich in der Residenz des Fürsten, dem ich meine Dienste widmen wollte, angekommen war, zu meinem großen Gönner,

*) Du gönnst mir die Freude, lieber Leser, dir eben hier zu sagen: daß dieser Amtmann mein Vater war. — Hieraus kannst du dir es zugleich erklären, wie mein Vater, und ich durch ihn, zu dieser Geschichte gekommen sey.

dem Baron von M**, wurde, nachdem ich eine ganze Stunde im Vorzimmer hatte warten müssen, vorgelassen, sehr gnädig angehört, und — „Mein Gott! wie Schade," sagte der gnädige Herr, „daß Sie nicht um eine Woche früher kamen! Ich habe da zwey Stellen vergeben, die beide für Sie gewesen wären. Nun vielleicht findet sich eine andere Gelegenheit — obgleich jetzt der einheimischen Competenten um jedes kleine Amt so viel sind, daß man in Wahrheit nichts Gewisses versprechen kann — Doch, wie gesagt, wenn es nur immer möglich ist, werde ich gewiß auf Sie reflectieren! Ich bedaure nur, daß ich jetzt durch dringende Geschäfte verhindert werde, Sie länger zu genießen, wie ich es so sehr wünschte; allein ich rechne darauf, daß Sie mir einmal in einer freyern Stunde Ihren schätzbaren Besuch gönnen werden!"

Mit W**s Empfehlung ging ich zum Geheimenrath R**. Der Brief wurde durch den Kammerdiener übergeben, und durch den Kammerdiener bekam ich die Antwort: Der Herr Geheimerath danke für den überbrach-

ten Brief, und werde nächstens Gelegenheit nehmen, mich selbst näher kennen zu lernen.

Gut, dachte ich, daß du keine Empfehlung an einen dritten Mäcen hast; wahrscheinlich würdest du sonst an der Hausthür abgewiesen werden!

„Wie mir übrigens dabey zu Muthe war?“ — Wie beym Candidaten-Examen — wie bey der Stadtschreibers-Wahl! —

Auch hier hatte ich also nichts mehr zu suchen; allein an jedem andern Orte eben so wenig, und zu neuen Wanderungen fehlte mir's an Gelde. Die Frage war nun nicht mehr: woher Amt und Ehre? sondern woher Arbeit um's Brot? Nun die fand ich doch hier, durch die Empfehlung meines — Wirths, als italienischer Sprachmeister. Es war im eigentlichsten Verstande Arbeit um's Brot. Eines Tages, wo ich mit den letzten drey Groschen einen Brief an meine Freundin postfrey machte, mußte ich fasten. Doch wahrscheinlich würde ich an diesem Tage bey voller Tafel gefastet haben; denn der Inhalt meines Briefes war: Wähle einen Glücklichern! —

Erst dreyßig Jahre alt hatte ich nun schon alles, selbst die Hoffnung aufgegeben, und ich genoß dabey eine Art von Ruhe, denn ich hatte ja nichts mehr zu verlieren als ein Leben, das mir spottwohlfeil war. Warum durfte ich nicht mit dieser Ruhe oder doch Gleichgültigkeit, ohne Freude, aber auch ohne überwiegenden Schmerz, zum Grabe schleichen?

Ein neuer schöner Weg eröffnete sich mir, er führte zu Amt und Ehre, zu Hymens Altare, und — — verlor sich im Kerker! —

Der Erbprinz sollte die italienische Sprache lernen: ich erhielt diese, bald nachher, da man merkte, daß ich doch noch etwas mehr als die italienische Grammatik verstände, verschiedene andere Lehrstunden, und in kurzer Zeit, als unerwartete und in Wahrheit ungesuchte Zugabe, die Liebe eines Prinzen, welcher selbst, auch ohne Rücksicht auf den Fürstensohn, Liebe verdiente. Etwas über zwey Jahre war ich sein Lehrer und täglicher Gesellschafter gewesen, und hatte nun, da er auf Reisen ging, die Wahl, ob ich ihn, wie er es wünschte, begleiten, oder mit einem, freylich sehr mäßigen, Gehalte

als Unterarchivar angestellt werden wollte. Wohl mir, wenn ich das erstere gewählt hätte! Aber ich hatte ein trautes liebes Mädchen, mit welcher ich mein Glück theilen wollte, und wählte das letztere.

Gute Mine, ich habe wenig Glück mit dir theilen können!

Kaum fünf Monate war ich mit ihr verheirathet, da mußte sie die Krankenwärterin ihres Mannes machen, mit der schrecklichen und doch so wahrscheinlichen Besorgniß: noch vor der Geburt ihres ersten Kindes Wittwe zu werden. Mehr als alle Schmerzen der Krankheit folterte auch mich dieser Gedanke um so mehr, je deutlicher ich bey dieser traurigen Gelegenheit den hohen Werth des guten liebevollen Weibes erkannte, das ich wahrscheinlich so früh und in der bemitleidungswürdigsten Lage verlassen sollte! —

Ich genaß; und in den acht folgenden Jahren, in welcher Zeit mir mein Weib fünf Kinder gebar, schien das Glück und Unglück sich nicht weiter um mich zu bekümmern; so wenig als die Menschen, deren Gesellschaft ich, theils aus

Aerger vermied, weil weibliche Zierpuppen mein so gutes, edles, nur nicht mit dem Firniß der Modecultur ausgeputztes Weib vernachlässigten, theils aus Armuth vermeiden mußte. Mit Schulden hatte ich mich bey meiner Verheirathung häuslich eingerichtet, durch die Krankheit wurden meine Schulden vermehrt, und es gehörte ein guter Wirth dazu, um von den mäßigen Einkünften eines Unterarchivars in **en eine Familie zu ernähren, und jährlich etwas für seine Gläubiger zurück zu legen. Die Lage des Hausvaters, der bey unmäßiger Arbeit von Nahrungssorgen gequält wird, ist wahrlich nicht beneidenswerth! Drey Mal wurden mir zwar Anträge gethan, durch ein paar unbedeutende Schurkenstreiche, Einmal nur durch eine kleine Niederträchtigkeit, meine Lage zu verbessern; ich wies aber mit Verachtung diese Anträge ab; und so ließ man denn den Thoren mit seiner altmodischen Ehrlichkeit arbeiten und hungern.

Meine einzige Erholung nach einem arbeitsvollen Tage fand ich am Abend in dem kleinen häuslichen Zirkel meiner Lieben; wo besonders mein Erstgeborner, mein Liebling Wilhelm,

der bey einem kränklichen Körper — die Folge der Nachtwachen, der Sorgen, der Leiden seiner Mutter — an Geist und Herz ein ausgezeichnetes Kind war. Doch schon in seinem achten Jahre sah ich das liebste, beste meiner Kinder zu Grabe tragen!

Das entscheidende zehnte Jahr meines Ehestandes, das vierzigste meines Lebens, begann wie ein schöner Sommertag, den der Landmann früh mit frommen Dank begrüßt, ohne zu ahnden, daß am Abend ein Gewitter, die Geburt des schönen Tages, seine Saaten wegschwemmen, seine Hütte in Feuer zerstören werde. Ich hätte es bey einiger Aufmerksamkeit auf den zeitherigen Gang meines Lebens, wo immer auf einen heitern Sonnenblick ein Gewitter folgte, wo die Rose, wenn ich sie pflücken wollte, unter meiner Hand verblühte, ich hätte es ahnden sollen. So verschwenderisch hatte die Schutzgöttin der Dummheit und Bosheit ihre Gaben über mich, der ich doch nicht zu ihren lieben Getreuen gehöre, nie ausgeschüttet als jetzt.

Ich wurde erster Archivar mit verminderter Arbeit und vermehrten Einkünften. Bald

darauf erhielt ich die Nachricht: daß eine Tante meiner Gattin, welche diese kaum dem Namen nach gekannt hatte, ihr und ihrem Bruder acht tausend Thaler hinterlassen habe; wovon uns die Hälfte richtig überschickt wurde. In derselben Woche, in welcher mir die Erbschaft ausgezahlt wurde, erhielt ich einen Brief von dem Prinzen, gegenwärtig kaiserlichem Generale, der mit einer Gnade, die an Freundschaft gränzte, mich ersuchte: „nie sein Land zu verlassen; und beyfolgenden kleinen Beweis seines Wohlwollens und seiner Erkenntlichkeit vor der Hand anzunehmen, bis er im Stande wäre mir größere Beweise zu geben.“ Die Beylage betrug vierhundert Dukaten.

Dem wackern Amtmanne, dessen ich oben erwähnt habe, hatte ich diesen außerordentlich gütigen Brief zu verdanken. Er, der zum Segen für sein Land jetzt eine der höchsten Würden im Staate bekleidete,*) hatte den Prinzen gesprochen, und mein Andenken bey ihm erneuert; wahrscheinlich mit Aeußerungen, worauf die

*) S. N. XII. des ersten Bandes.

Stelle in dem Briefe des Prinzen: sein Land nicht zu verlassen; Bezug hatte.

Man kann denken, mit welchem feurigen Danke ich dem Prinzen antwortete, und wie gern ich gelobte: jede Kraft ihm und seinem Lande zu widmen. — Der Prinz konnte meine Antwort noch nicht erhalten haben, als ich eben von dem Manne, welchem ich den Brief des Prinzen — zu verdanken? — hatte, einen andern Brief, mit dem Antrage zu einem ehrenvollen Posten in seinem Lande, erhielt. — Dieß war die Hand, die sich mir zur Rettung in der Ferne zeigte, und die ich dennoch, durch unzeitiges Versprechen gebunden, nicht ergreifen durfte; dieß die Ursache, daß sich gegenwärtig in das Andenken an den edeln Mann, der mich retten wollte, eine so bittere Empfindung einmischt! —

Ich blieb also, meinem gegebenen Worte getreu, Archivar, und tröstete mich über das kleine Opfer, das ich dadurch meinem neuen Vaterlande brachte, leicht mit der Gnade des Prinzen, der nach aller Wahrscheinlichkeit bald zur Regierung kommen mußte. Indeß genoß ich meine verbesserten Glücksumstände, freute

mich, nun ein eigenes Haus, und, was ich längst sehnlich gewünscht hatte, einen Garten zu besitzen, und sah um dieses Gartens willen dem kommenden Frühling mit Sehnsucht entgegen. Es war der erste Frühlingstag, den ich in diesem Garten zubrachte, voll süßer Träume, wie ich ihn verschönern, und mit Weib und Kind ihn genießen wolle; als ich fürchterlich durch die Bothschaft: mein Haus sey mit Soldaten besetzt, meine Zimmer würden versiegelt; aus meinem Traume geweckt wurde. Ich eile nach meinem Hause; der Sekretär N** kommt mir mit Wache entgegen, kündigt mir Gefangenschaft an; und ohne mein Haus wieder betreten, ohne Abschied von meiner Frau und meinen Kindern nehmen zu dürfen, werde ich in den Kerker geführt, wo ich nun in die fünfte Woche sitze, und Gott weiß! wie lange noch sitzen werde! —

Erst zwey Mal bin ich verhört worden. Die Ursache meiner schimpflichen Gefangenschaft ist: Der Hof von H** macht Forderungen an den unsrigen, welche sich auf ein Dokument gründen, das ich entwendet, das ich verkauft haben

soll —

soll — ein Dokument, das ich nie zu sehen bekommen habe, und wovon ich in dem Register, wie es mir von meinem Vorgänger im Amte eingehändigt worden, keine Anzeige finde. Die Beweise für die abscheuliche Anklage sind: Ich allein führe seit mehrern Wochen die Schlüssel zum Archiv; ich habe beträchtliche Summen aus dem Auslande erhalten; bin dadurch mit Einem Male, man weiß nicht wie, zum reichen Manne geworden; habe verdächtige Correspondenz mit einem auswärtigen Minister gehabt. — Auf solche Beweise, die sich selbst widerlegen, werde ich wie ein ausgemachter Verbrecher behandelt.

Meinem Weibe, meinen Kindern, allen meinen Freunden ist der Zutritt zu mir versagt. Erst gestern ist mir der Gebrauch von Feder und Dinte mit abgezählten Bogen Papier verstattet worden. — —

Ein Ungenannter hat ein Billet in mein Gefängniß geworfen, in welchem er mir zur schleunigen Flucht räth, wozu Freunde, die es gut mit mir meinten, mir behülflich seyn würden — „um meine Freyheit sey es sonst auf

immer gethan, und selbst mein Leben stehe in Gefahr." Hätte ich aber auch nicht Ursache, gegen die unbekannten Rathgeber und Freunde mißtrauisch zu seyn; entfliehen würde ich dennoch nicht. Ich weiß, wie viel ich, bey noch so laut sprechender Unschuld, von einem Gerichte zu fürchten habe, das schon jetzt so pflicht- und gesetzwidrig verfährt, und dessen Präsident mein Feind ist; aber entfliehen werde ich nicht! Was soll mir die Freyheit, was soll mir das Leben ohne Ehre? Zwar ich bin Gatte, ich bin Vater — o daß ich es nicht wäre! — Doch, Unglückliche, was könnte euch ein entehrter Mann helfen? Ich muß nun gerechtfertiget, nicht begnadigt — nur der Schuldige kann Begnadigung annehmen — ich muß ganz gerechtfertigt seyn, wenn mir nicht die weite Welt, bey voller Freyheit, zum schmählichen Kerker werden soll! — —

O warum durfte ich deinem Rufe nicht folgen, der du mich retten, der du mich heraus reißen wolltest aus einem Lande, wo die Unschuld im Kerker schmachten muß! — —

Soll der letzte Akt dem Trauerspiele meines Lebens entsprechen: so habe ich bey sonnenheller Unschuld dennoch alles zu fürchten — und — o es ist leicht zu sterben — unerträglich ist es mit befleckter Ehre zu leben!

II.

Zusätze und Bemerkungen zu vorstehender Geschichte meines Lebens.

Zehn Jahre später geschrieben.

Vorstehende Skizze meiner Lebensgeschichte ist für mich, so oft ich sie wieder gelesen habe, demüthigend, aber sehr lehrreich gewesen. Ich mag sie deßwegen nicht vernichten. Berichtigen will ich sie, und so meinen Freunden, vorzüglich meinen jüngern Freunden hinterlassen.

Vielleicht haben mehrere unter euch mit mir gleichen Fehler begangen, haben, wie ich, in einer trüben Stunde aller vorhergegangenen heitern Tage ihres Lebens vergessen, eben so bitter über ihr trauriges Schicksal geklagt — und vielleicht nicht mehr oder nicht Einmal so viel scheinbar gerechte Veranlassung zur Klage

gehabt. Ich sage dieß nicht zu meiner Rechtfertigung — daß ich als Kranker im Kerker klagte, das kann mir zur Entschuldigung, nicht zur Rechtfertigung gereichen — aber man ist, glaube ich, oft geneigter den Freund zu hören, der aus Erfahrung räth, der vor Fehlern warnet, die er selbst begangen, aber auch bereut zu haben offenherzig gesteht, als den fehlerlosen Weisen, der uns sein Beyspiel zum Muster aufstellt. Darauf stützet sich meine Hoffnung, daß meine Geständnisse für manchen eine heilsame Lehre enthalten werden. Meine Klagen waren ungerecht und thöricht, handelt ihr gerechter und weiser! Freuet euch eures Daseyns, dankbar gegen den Geber aller guten Gaben, der die Erde so schön und des Menschen Herz der Freude so empfänglich schuf; scheucht nicht selbst durch Trübsinn die Freude von euch; vergeßt im Winter nicht, daß nach dem Winter wieder ein Frühling kommen werde — und sucht durch Uebung euch die Fertigkeit zu erwerben: in den Begebenheiten eures eigenen Lebens die hellere schönere Seite aufzufinden; eine Vorschrift der Lebensweisheit, die man zu seinem

Glücke nicht zu früh erlernen, und — was die Hauptsache ist, in Ausübung bringen kann.

„Also wäre die Erzählung aus dem Kerker eine Lüge?"

Wahrheit und Lüge gemischt! Ich habe nichts gesagt, was mir nicht damals ausgemachte Wahrheit war; noch jetzt habe ich von dem, was ich als bloße Begebenheit erzählte, nichts zurück zu nehmen: aber das Resultat ist unrichtig, und unrichtig ist also die ganze Erzählung, in wie fern ich sie in Rücksicht auf dieses Resultat erzählt habe. Mein Leben ist das Leben eines Glücklichen, der die stärkste Aufforderung hat, mit Thränen des Danks die Vorsehung zu preisen, welche ihn so weise und liebreich führte, ihm so unaussprechlich viel Gutes zu Theil werden ließ!

Freunde! ich hoffe mit froher Zuversicht ein noch besseres Leben jenseit des Grabes, und möchte mir um alles Glück der Erde diese Hoffnung nicht entreißen lassen: aber würde sie mir entrissen, dennoch würde ich mein gegenwärtiges Daseyn

segnen, dennoch würde ich es mit Dank erkennen, bis hierher gelebt zu haben.

Haltet dieß nicht für vorüber eilende frohe Aufwallung, welche am Ende nicht mehr Werth hätte als die vorige Aeußerung meines Mißmuths. Zehn Jahre früher, bey dem schnellen Uebergange vom Unglück zum Glück, möchte diese frohe Aufwallung Statt gefunden haben; allein seit dieser Zeit ist meine äußere Lage dieselbe geblieben, ohne merklichen Zuwachs an Glück und Freude — wo also längst stiller zufriedener Genuß und ruhiges Nachdenken an die Stelle der lebhaftern Empfindung der überwallenden Freude getreten ist. Doch wozu da Einladung zum Glauben, wo die Wahrheit für sich selbst spricht?

Mein Leben im Ganzen genommen ist das Leben eines Glücklichen, dem nichts fehlte, als zuweilen — laßt mich lieber sagen, als sehr oft: Weisheit zum Genuß. Die trüben Tage meines Lebens verhielten sich zu den hellern wie Tage zu Jahren; meinen wenigen wirklichen Leiden habe ich das Beste, was mir auf dieser Erde zu Theil werden konnte, einige Vered-

lung des Geistes und Herzens, zu verdanken; kleinere Uebel bewahrten mich vor größern; manches scheinbare Unglück löste sich in höheres Glück auf — und nichts war wohl ungerechter als die Klage: daß das Schicksal mir zuweilen Blumen auf den Weg gestreut hätte, um mich über Blumen unter Dornen zu führen; vielmehr führte es mich zuweilen durch einen dornigen Pfad zu einem Ziele, an welchem ich für die kleinen Unannehmlichkeiten des zurückgelegten Weges reichen Ersatz fand.

Dieß ist das wahre Resultat, das sich aus der ganzen Geschichte meines Lebens ergiebt.

Eine leichte Thräne weinte ich als Kind am Grabe meiner Mutter; des Todes meines Vaters weiß ich mich gar nicht zu erinnern. Hätte ich also noch so viel in ihnen verloren, so war es doch nicht gefühlter Verlust. Wahrscheinlich ist es übrigens nicht, daß meine Aeltern, wenn sie beide am Leben geblieben wären, ihren einzigen Liebling, und den Erben ihres beträchtlichen

Vermögens, zum guten und brauchbaren Manne würden gebildet haben; gewiß aber wäre ich, nach dem Tode meines Vaters, unter der allzu zärtlichen Pflege meiner Mutter, deren Abgott ich war, verwahrloset worden.

Mit vernünftiger Liebe, die mein wahres Beste zum Zweck hatte, sorgte mein wackrer Vormund für meine Erziehung. Und wie sehr hatte ich besonders nach dem Verluste meines Vermögens Ursache, ihm zu danken: daß er mich zum Fleiße anhielt, um mir früh Kenntnisse zu erwerben, durch deren fernern Anbau ich in den Stand gesetzt wurde, Reichthum leichter entbehren zu können!

Ein Unglück wäre es für mich gewesen, wenn ich am Schlusse meiner akademischen Laufbahn die Nachricht von jenem Verluste erhalten hätte. Ein Glück war es, daß ich diese Nachricht früher erhielt, wo ich erst Ein Jahr verschwendet hatte, und nun zu neuem Fleiße erweckt wurde, das Versäumte nachzuholen, da es noch Zeit war.

Wider Neigung und gegen den Rath eines erfahrnen Arztes, welcher mich wegen meiner

schwachen Brust zu einem Predigeramte für untauglich hielt, hatte ich mich der Theologie gewidmet, und sollte nun in meiner Vaterstadt Collaborator werden, wo ich hätte wöchentlich Einmal in unserer ungeheuer großen Hauptkirche predigen müssen. Wahrscheinlich entriß mich also mein Superintendent durch ein, freylich sehr hartes und ungerechtes, Mittel dem frühern Tode. Es war allerdings ein schwerer Tag für mich, der Tag meines Examens! Doch wurde mir das Unangenehme dieses Vorfalls durch den Trost eines Freundes, und die Aufmunterung von mehrern wackern Männern, die alle von der Ungerechtigkeit meines Examinators überzeugt waren, sehr gemildert — Und konnte ich auf irgend eine andere Art aus einer Lage, in welche ich schlechterdings nicht paßte, heraus gerissen werden?

Glücklicher Weise reichte der Rest meines Vermögens zu, daß ich noch zwey Jahre auf Akademien zubringen konnte. Hier erwarb ich mir die Freundschaft meines edlen Lehrers W** des Grafen D** und meines lieben F**s, die alle

drey auf mein Schicksal einen wohlthätigen Einfluß hatten.

Die Schreiberstelle, um welche ich mich nach der Rückkehr in meine Vaterstadt bewarb, brachte gerade so viel ein, daß ein mäßiger Mann ohne Familie nothdürftig davon leben konnte. Zu den einträglichern Aemtern, welche die Senatoren bekleideten, mußte man, nach den Statuten meiner Vaterstadt, gegen zwey tausend Thaler Werth an unverschuldetem Vermögen besitzen, wozu ich auf keine andere Art als durch ein reiches Weib hätte gelangen können. Nie würde ich mich zu einem solchen Handel verstanden haben; und so hätte ich zeitlebens für das tägliche Brot Akten schreiben müssen. Dennoch wäre ich zuverlässig patriotisch genug gewesen, den ungleich vortheilhafteren Antrag des Grafen abzuschlagen, wenn ich kaum vorher jene Stelle erhalten hätte. — Und verdiente es nun nicht einen frommen Dank, daß der Graf eben jetzt kam, und mein Retter ward? Kam er nur um Einen Tag, nur um einige Stunden später, so würde ich durch Ausführung eines zu raschen Entschlusses mich nach

aller Wahrscheinlichkeit sehr unglücklich gemacht haben.

Die Absicht des Grafen war anfänglich, nur wenige Zeit in Italien, desto länger in England zu verweilen. Mir wäre dieses lieber, aber wie der Erfolg zeigte, nicht zu meinem Glücke gewesen. Ich hatte in Italien Gelegenheit viele nützliche Kenntnisse zu sammeln, und — was mir damals der kleinste Vortheil schien und der größte war — mich in der italienischen Sprache, die ich vorher (Dank meinem Vormunde!) grammatisch erlernet hatte, so zu vervollkommnen, daß ich nachher mit Ehren als Lehrer dieser Sprache auftreten konnte. Den unangenehmen Stunden, welche mir des Grafen Ausschweifungen machten, hatte ich die nähere Bekanntschaft des Freyherrn von M** zu verdanken, welcher mir durch sein freyherrliches Wort, das er nicht hielt, dennoch viel genützt hat. So sonderbar dieß klingen mag, so wahr ist es doch. Ohne ihn, ohne Glauben an sein gegebenes Wort, wäre ich nicht an den Hof gekommen, wo ich mein Glück machte.

Ein frohes, ganz genossenes, durch meine erste Liebe verschönertes Jahr lebte ich nun in D**hagen, auf den Gütern des Grafen. „Aber das Erwachen aus dem schönen Traume“ — war sehr unangenehm! Doch würdet ihr den schönsten Traum einer langen Sommernacht deßwegen verwünschen, weil es nur ein Traum war? Und wenn ihr es thut, handelt ihr weise? Liebe Menschen, wie viele eurer Freuden sind nur schöne Träume! — und was schadet es, wenn ihr ohne wesentlichen Verlust erwacht? Ich habe für eins der schönsten Jahre meines Lebens zwey, höchstens drey Wochen gelitten — ein Leiden, das mir abermals durch einen ächten Freund sehr gemildert, und bald durch eine Freundin in Freude verwandelt ward. Hatte ich wohl Ursache gegen das Schicksal zu murren? Und wenn ich bald nachher aus sichern Nachrichten die schöne Schauspielerin, welche gegen mich die Rolle der reinsten Liebe, der Treue, der Unschuld so meisterhaft spielte, näher kennen lernte, so kennen lernte, daß ich sie nun um alle Schätze der Welt nicht würde zum Weibe genommen haben: konnte mir dann etwas Glücklicheres begegnen, als die Ent-

lassung vom Grafen, wodurch ich von einem der größten Uebel, von einem bösen Weibe erlöset ward, und für dieses Uebel ein Gut von unschätzbarem Werthe erhielt? Denn ohne diese zusammen treffenden Umstände würde meine Mine, das Muster eines guten Weibes — so darf ich sie nach zwanzig jährigem Ehestande ohne Uebertreibung nennen — nicht mein Weib geworden seyn. —

Noch muß ich hinzu setzen: daß der Graf seine ansehnlichen Güter, bis auf ein einziges kleines Dorf, durchgebracht hat, und daß ich vor vier Jahren das Glück gehabt habe, seinem Gerichtshalter, der dort mit Weib und Kindern in der größten Dürftigkeit leben mußte, zu einer bessern Versorgung zu helfen. —

Mein edler Lehrer W**, dem ich meine jetzige Verlegenheit meldete, überschickte mir ein Empfehlungsschreiben an den Geheimenrath R** am **er Hofe, und meldete mir zugleich, daß der Baron M** dort erster und alles vermögender Rath des Fürsten sey. Ein Umstand, der mich mit neuem Muth belebte, und meinen Ent-

schluß bestimmte, an diesem Hofe meine Beförderung zu suchen.

Weder der Baron noch der Geheimerath nahm sich meiner an, letzterer wurde sogar mein Feind; allein auch ohne sie erreichte ich meinen Zweck, vollkommner als ich ihn wahrscheinlich an jedem andern Hofe — wo ich ja auch ohne Gönner hätte anfangen müssen — würde erreicht haben. Zwar nicht so früh, als es meine Liebe und mein — Ehrgeitz wünschten; doch für das Land, dem ich dienen sollte, und so für mich selbst desto besser. Und was sage ich: nicht so früh? Wie viel sind derer, die, fremd, ohne Gönner, nach zwey Jahren schon befördert wurden, wie ich es ward?

Indessen schützte mich meine italienische Sprachkenntniß gegen drückenden Mangel. Denn daß ich einmal an einem Tage nicht aß, wo ich keinen Hunger hatte, das verdient doch wohl nicht als Mangel, oder gar als Unglück in Anschlag gebracht zu werden? Wie hätte mir es aber auch nur im Traume einfallen können, daß ich durch meine italienischen Sprachkenntnisse zu einem Ziele gelangen könnte, zu welchem auf die-

sem Wege wohl noch niemand vor mir gekommen ist! —

Ich hatte als Unterarchivar nur mäßige Einkünfte; aber der Ausdruck in meiner Lebensgeschichte aus dem Kerker: Man ließ mich arbeiten und hungern; war doch ein hyperbolischer Ausdruck der Unzufriedenheit, des Unmuths. Ich konnte nicht köstlich leben, aber ich hatte doch immer mehr, als zu den eigentlichen nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens erfordert wird. Und der Hausvater, der mit einem lieben und immer zufriedenen Weibe, und guten Kindern, die ihm sein mäßiges Mahl durch Liebe und Freundlichkeit würzen, mehr hat als er zur Nothdurft braucht, der, ohne von seinen Gläubigern dazu getrieben zu werden, jährlich noch etwas zur Bezahlung seiner Schulden zurück legen, und sich in fünf Jahren (wie das der Fall bey mir war) schuldenfrey machen kann — ist nur dann in einer unglücklichen Lage, wenn er sie sich selbst durch Unzufriedenheit und unmäßige Wünsche dazu macht.

Ich würde mich und die Meinigen in eigentlich drückenden Mangel gestürzt haben, wenn

ich meinem Hange zu gesellschaftlichen Vergnügungen, wozu mich, besonders in dem letzten Jahre vor meiner Verheirathung, der tägliche Umgang mit dem Prinzen verleitete, nicht widerstanden hätte. Und es war nicht meine Weisheit, daß ich ihm widerstand; ich vermied die meisten Gesellschaften, weil man mich durch die Vernachlässigung meines guten Weibes beleidigt hatte. Und hier ein Geständniß, das in dieser Geschichte nicht unbedeutend ist. Ich ärgerte mich über die Menschen, die meinem guten Weibe, wegen ihrer ländlichen Simplicität, mit einer Art von Geringschätzung begegneten; und dennoch schlich sich unmerklich ein Gefühl in mein Herz, das, wo nicht selbst Geringschätzung, doch gewiß nicht viel besser war: es schien mir, als wenn ich mich meiner gar zu kunst- und schmucklosen Frau doch ein wenig zu schämen hätte. Durch den Vergleich mit meiner Schauspielerin, die mit den glänzendsten Talenten des Witzes, einer alles verschönernden Einbildungskraft und natürlichen Beredtsamkeit, mich zu halben Tagen auf das angenehmste zu unterhalten, und oft über Gegen-

stände des Geschmacks und der schönen Künste wirklich zu belehren wußte, wurde jenes Gefühl verstärkt, und — ich fing schon nach dem ersten halben Jahre unsrer Verheirathung an ein ziemlich kalter Ehemann zu werden. Jetzt wurde ich (zum ersten Male in meinem Leben) krank; und diese Krankheit erweckte wieder den Funken der Liebe, der nahe am Verlöschen war, befestigte das Gebäude meiner häuslichen Ruhe, meiner ehelichen Glückseligkeit, das dem Einsturz nahe war. Ich hätte Unmensch seyn müssen, wenn ich gegen die Beweise der zärtlichsten, sich ganz für mich hingebenden Liebe meiner Gattin hätte gefühllos bleiben können. Wie sie alles um und neben sich, wie sie sich selbst vergaß, um ihren Mann zu pflegen; wie sie bittend die Hand des Arztes ergriff; wie sie Nächte an meinem Lager durchwachte; durchaus nicht von mir zu bringen war; und, wo ich sie dringend zum Schlafe nöthigte, nur zu schlafen schien, und bey der kleinsten Bewegung, die ich machte, wieder vor meinem Bette stand; wie sie einst, da sie mich schlafend wähnte, im Nebenzimmer mit heißen Thränen zu Gott betete:

„Laß mich sterben, wann du willst, nur mache meinen Mann gesund!“ — — O ein gutes, edles Weib ist die beste Gabe Gottes, die er dem Manne geben kann! Meine Augen wurden geöffnet; ich lernte die größern Vorzüge der ungeschminkten Natur des schlichten Menschenverstandes, des geraden Sinnes, der reinen Herzensgüte, der treuen Liebe richtiger schätzen, und ward stolz, dieß Weib mit diesen Vorzügen mein nennen zu können — und bin es noch; mein Weib wurde meine Freundin im höchsten Sinne des Worts, und ist es noch. Sagt: war meine Krankheit Unglück zu nennen? Und wie viel Leiden müßten den Mann, der in seinem Weibe die Freundin seines Herzens liebt, zu Boden drücken, um ihn ganz unglücklich zu machen? Ich hatte viele Arbeit, aber auch viele Belohnung, viel häusliche Glückseligkeit. —

Das liebste meiner Kinder — nicht ohne Ungerechtigkeit meinen andern Kindern, die bey gleicher Herzensgüte langsamer, aber mehr für die Dauer reiften, vorgezogen — mein Wilhelm starb. Er war ein Knabe mit früh reifem

Geiste und kränklichem Körper — der vielleicht, und sehr wahrscheinlich, bey längerm Leben ein unglücklicher verstimmter Mensch geworden wäre. Er hatte mir viel Freude gemacht; sollte ich lieber wünschen, ihn nicht gehabt, diese Freude nicht genossen zu haben? Sollte ich murren, daß das Sterbliche nicht unsterblich ward? — Und er ist ja unsterblich! —

Als wollte das Schicksal — Schicksal? — nun stehe der todte Buchstab, wir denken Geist und Leben! — als wollte das Schicksal mit mütterlicher Zärtlichkeit mir ja jeden Schmerz gleich möglichst wieder vergüten: so folgte unmittelbar nach Wilhelms Tode ein angenehmer Vorfall auf den andern. — Ich will die Geschichte dieses glücklichen Jahres nicht wiederholen, da sie in der ersten Erzählung richtig an sich, obgleich aus einem unrichtigen Gesichtspunkte, dargestellt ist.

Nun aber der Kerker? — Es war der härteste Schlag, der mich in meinem Leben getroffen hat. Verzeihlich war es, wenn ich über die Ungerechtigkeit, über die Mißhandlung, die ich hier, einsam, von allen meinen Lieben

getrennt, mit geschwächter Gesundheit und dadurch um so mehr verstimmter Seele, erdulden mußte, mich beklagte: aber wie sehr waren diese Klagen übertrieben, wie ungerecht waren sie!

Vorzüglich erfüllte mich der Gedanke mit bitterm Unmuth: daß ich den ehrenvollen Ruf des Ministers ** nicht angenommen hätte, nicht hätte annehmen können. Es fiel mir nicht ein, daß die Verleumdung mich auch dort würde verfolgt, und durch meine Entfernung noch mehr Schein für sich gehabt haben würde.

Doch hier brach ich die Geschichte im Kerker ab, die ich nun fortsetzen will.

Der Sturm in meinem Innern tobte in einem hitzigen Fieber aus, und mit wiederkehrender Gesundheit kehrte Ruhe und Friede in meine Seele zurück. Jetzt wurde mir mein Kerker zur Schule der Weisheit und Tugend, wo ich nach dem Grade meiner Empfänglichkeit viel gelernt habe. Nach dem Grade meiner Empfänglichkeit! Ich weiß, daß ich noch jetzt erst Schüler und Anfänger bin, aber mit heißem Danke gegen die Vorsehung segne ich die Schule, wo ich es geworden bin!

Während meiner Krankheit war der Fürst gestorben. Sein Nachfolger ließ sich gleich nach dem Antritt seiner Regierung meine Sache vorlegen, las selbst meine Vertheidigungsschrift, wurde von meiner Unschuld überzeugt, ließ meinen Richter seinen Unwillen fühlen, und ich ward, mit dem fürstlichen Versprechen: daß ich volle Genugthuung erhalten solle, frey gesprochen.

Der edle Fürst hielt sein Wort, befriedigte alle Forderungen des **er Hofes, da er sie selbst für gegründet hielt, mit der einzigen Bedingung: daß man ihm den Verräther entdecken möge. Man handelte am **er Hofe nach der bekannten — Maxime: Nütze die Verrätherey und hasse den Verräther; war noch so großmüthig ihm vorher geheime Anzeige zu thun, und entdeckte zwey Tage nach seiner Flucht, als Verräther — den Geheimenrath R**; den Mann, welcher die Frechheit gehabt hatte, den Richter über einen unschuldig Angeklagten zu machen wegen eines Verbrechens, das er selbst begangen hatte.

Ich hätte dieß schon als Patriot für reiche Vergütung überstandener Leiden meiner Gefan-

genschaft halten müssen, da sie Veranlassung wurden, mein zweytes Vaterland von einem Ungeheuer an Bosheit und Ruchlosigkeit zu befreyen, von einem vollendeten Bösewicht, der um so viel gefährlicher war, je mehr er, ausgelernt in der Verstellungskunst, selbst Menschenkenner mit der Miene der Rechtschaffenheit täuschte, und je mehr Macht Böses zu thun er an seinem Posten in Händen hatte. Doch mein Lohn war größer.

„Ich bin Ihnen, sagte mein gütiger Fürst, „für unverschuldete Leiden Ersatz schuldig. Und „der Minister — (der Mann, von dem ich Thor einmal wähnen konnte, das Schicksal habe ihn mir in den Weg geworfen, um mir meine Leiden desto fühlbarer zu machen!) und Ihr Freund „(mein Lehrer) W** haben mir eine zu vortheilhafte Schilderung von Ihnen gemacht, als daß „ich Bedenken tragen dürfte meinem Herzen zu „folgen. Machen Sie in dem Posten des R** „wieder gut, was er böse gemacht hatte!"

Ich habe es nicht an gutem Willen, nicht an Thätigkeit fehlen lassen, um die Erwartung meines edlen Fürsten zu erfüllen. Und bey nur mäßigen Kräften, ist mir dennoch auch manches

Gute gelungen, weil ich es ohne Selbstsucht that*) — Das verdanke ich den drey letzten Wochen meiner Gefangenschaft. — —

Als nicht überflüssige Zugabe zu diesem kleinen Abriß meines glücklichen Lebens muß ich noch sagen: daß dem Minister — der mich in seinem Lande anstellen wollte, wenige Jahre nachher, durch die niedrigste Kabale seiner Feinde sein Amt genommen, und seine Freunde zurück gesetzt wurden.

Späterer Zusatz. Meine Gattin, meine beste, meine einzige Freundin, die meine und ihre Kinder mit mir erzogen, und ihre Herzensgüte ihnen mitgetheilt hat, Kinder,

*) Ich bitte nun die Leser N. II. des ersten Bandes noch ein Mal zu lesen, um sich von der Wahrheit dieser Stelle zu überzeugen, und sich der nähern Bekanntschaft eines Mannes zu freuen, der noch jetzt als Greis ein Segen für das Land ist, das er sein zweytes Vaterland nennt.

die jetzt meine Thränen trocknen, die vier und zwanzig Jahre das beste Glück meines Lebens war — ist zur Ruhe gegangen. — Mein Tod wird sanfter seyn — er führt mich zu ihr!

III.

Jannettin und Jantellin.

(Aus einer portugiesischen Handschrift. *)

Unglück und Gewinnsucht trieben mich aus meinem Vaterlande auf das Weltmeer, um in neu entdeckten Ländern Ruhe — und Gold zu suchen. Aber Ruhe sucht man vergebens außer sich; mein Gold verlor ich beynahe in demselben Augenblicke wieder, da ich es gefunden hatte; und kaum rettete ich ein Leben, das in meinen Augen damals wenig Werth hatte. Ein heftiger Sturm schleuderte unser Schiff in eine uns unbekannte Gegend; wir litten Schiffbruch, und nur drey Menschen von hundert und funfzig, ich und zwey Spanier, wurden von den Bewohnern einiger Inseln gerettet.

*) Mit dieser Aufschrift fand ich es unter den Papieren meines Vaters.

Zwey Jahre haben wir unter diesen guten Insulanern gelebt — im Vorhofe des Allerheiligsten der Natur! — —

Drey und zwanzig kleinere Inseln, deren felsiger Boden die Arbeit seiner Bewohner nur mit dürftigem Unterhalte belohnt, umkränzen hier eine größere und segensvolle Insel, welche in ihrer Sprache Yannettin genannt wird, das heißt: das Land der Glückseligkeit. Die kleinern Inseln heißen, in Beziehung auf jene größere, Yantellin — das Land der Vorbereitung.

Durch Klippen und Sandbänke hat die Natur das Land der Glückseligkeit gegen Weltentdecker und Eroberer gesichert, und selbst den Yantellinern ist der Zugang zu Yannettin verschlossen. Aber von Zeit zu Zeit winden sich einige Bewohner des glücklichen Landes mit ihren Kähnen durch die Klippen und Sandbänke hindurch, versorgen die Yantelliner mit den Früchten ihres Landes, und wohnen unter ihnen, wie Väter unter ihren Kindern, wie wohlthätige Genien unter den hülfsbedürftigen Söhnen der Erde.

Ich hatte während meines Aufenthalts auf den kleinern Inseln, wo wir gerettet und so liebreich behandelt wurden, das Glück, daß ein Bewohner Yannettins, Namens Saddy, mein Freund ward, ob er mir gleich die Bitte, mich zu seinem Mitbürger zu machen, versagen mußte.

„Dein Herz," sprach er, „macht dich zu unserm Verwandten, und ich liebe dich darum: aber du müßtest viel verlernen, viel vergessen, müßtest werden, wie diese zwar rohen, aber unverbildeten Kinder der Natur, um an unserer Glückseligkeit Theil zu nehmen. Auch besorgen die Weisen meines Volks, dein Aufenthalt unter uns möchte unsern jüngern Mitbürgern nachtheilig seyn. Du würdest dich ihnen mittheilen, würdest ihnen — unstreitig wohl in guter Absicht, oder auch ohne Absicht — über die Sitten, Gebräuche, Meinungen, Künste und erkünstelten Freuden deines Vaterlandes einen Unterricht ertheilen, der ihnen nicht frommte, der ihnen vielleicht sehr schädlich wäre. Du würdest Wünsche in ihnen wecken, die wir nicht befriedigen könnten, ohne ihren

größern Schaden nicht befriedigen dürften; und mancher möchte dann mitten im Besitze des Reichthums, den die Natur in vollem Maße über uns ausschüttet, an Freude verarmen. Unsere Jünglinge und Mädchen haben unter unserm warmen Himmel eine warme Einbildungskraft, die ihnen jetzt, da sie den reinen Urstoff der Natur verarbeitet, den Genuß ihres Lebens erhöht und verschönert. Wir wollen ihnen nichts Fremdartiges einmischen. Die kleinste Entfernung von der Natur und der Unschuld ihrer Sitten wäre Entfernung von ihrer Glückseligkeit!

„Du siehst hieraus zugleich die Ursache, warum wir dich — und mehr noch unsere andern beiden Gäste — auch mit den Yantellinern nicht gern zu vertraut werden lassen, — Yantellin ist die Pflanzschule für Yannettin — und warum wir gerne sehen, wenn ihr nun bald unsern Vorschlag annehmt, in euer Vaterland zurückzukehren. Wir bringen euch in ein fernes Land, wo, wie wir wissen, oft Europäische Schiffe anlanden, und geben euch von dem gelben Metalle, wofür, nach deiner eigenen

Erzählung, bey euch alles feil ist, und was bey uns keinen Werth hat, so viel wir davon finden und ihr fortbringen könnt. Ich werde dir manche Thräne nachweinen — aber wir müssen scheiden. Ich bin dein Freund, aber ich bin auch Bürger Jannettin's, und kann kein Glück für mich wollen, wovon die Weisern meines Volks befürchten, daß es meiner Mitbürger Unglück werden könnte."

Wir mußten uns diesen Vorschlag gefallen lassen; doch wurde mir vor unserer Abreise noch der Wunsch gewährt: einige Tage auf Jannettin zuzubringen. O daß es nur einige Tage waren! Und dennoch Dank euch, herzlichen Dank euch, Kinder der Natur, für die wenigen Tage, die ich unter euch leben durfte! Bey euch habe ich leben gelernt; ich bin der Natur näher gekommen, und verschönere mir jetzt mein Jantellin so gut ich kann, bis auch mir einst ein Jannettin sich eröffnet.

Gern wandelt indessen mein Geist noch unter diesen schuldlosen, guten, und durch ihre Unschuld und Güte so glücklichen Menschen, und gern erzähle ich von ihnen. — Nehmt fol-

gende kleine Belehrung, die mir mein Saddy über das Verhältniß Yantellins zu Yannettin ertheilte, als Anfrage: ob ich mehr von ihm und seinem Lande erzählen soll.

IV.

Saddy

über das Land der Vorbereitung zum Lande der Glückseligkeit.

Wir herrschen seit den ältesten Zeiten über die Yantelliner durch Wohlthun, wie — wenn der Vergleich nicht zu stolz wäre — wie der unsichtbare Wohlthäter über das ganze Menschengeschlecht. Wir theilen ihnen von dem Segen unserer Insel mit, so viel wir glauben daß ihnen in ihrer jetzigen Lage gut sey; — denn du siehst leicht ein, daß bloß von unsern Wohlthaten, ohne eigne Arbeit zu leben, ihnen nicht gut seyn würde. — Wir bilden ihre Herzen, machen ihre rohen Sitten milder, und nehmen dann die am meisten Ausgebildeten und Veredelten mit uns hinüber in das Land der Glückseligkeit.

Nun

Nun ist zwar unsere Insel groß und fruchtbar genug, daß alle Yanteliner, und wären ihrer noch drey Mal mehr als ihrer jetzt sind, gar füglich unter uns wohnen, und, wenn sie sonst nichts wollten, reichlich ernährt werden könnten: aber soll der Mensch sonst nichts wollen, als reichlich ernährt werden? Nahrung können wir ihnen auch nach Yantellin bringen, wie wir das wirklich thun: aber wir möchten ihnen nicht bloß Nahrung, wir möchten ihnen auch Glückseligkeit, menschliche Glückseligkeit verschaffen; und wir können das nicht, so lange wir nicht den Menschen über das Thier, die Vernunft über die gröbere Sinnlichkeit erheben können.

Was sollten sie jetzt im Lande der Glückseligkeit, so lange sie der Glückseligkeit noch nicht empfänglich sind, so lange ihnen noch Weisheit zum Genuß mangelt, und Wohlwollen zum Mittheilen? — ein Wohlwollen, das selbst mit zu jener Weisheit gehört, uns wenigstens den reinsten und höchsten Genuß eigener Glückseligkeit gewährt —

„Doch wir könnten ihnen ja diesen Mangel auch dort ersetzen, könnten in unserm Lande durch

Lehre und Beyspiel ihre Erziehung vollenden." Freund, der Gefahr hier gar nicht zu gedenken, daß ihr entgegen gesetztes Beyspiel äußerst nachtheilig auf unsere jüngern Mitbrüder wirken dürfte — wird ein gewöhnlicher Yantelliner da, wo die Natur ohne sein Zuthun seinen Tisch bereitete, das edlere Bedürfniß fühlen, sich zu vervollkommnen? Wird er Trieb und Lust haben, seine Kräfte zu entwickeln, wo er in aller Trägheit nur zugreifen darf? Wird er den Rath des Weisern hören, und ein gegenwärtiges Gut, das für ihn Reitz hat, mäßiger genießen wollen, um nicht ein entferntes Gut zu verscherzen, dessen Werth er nicht kennt? Und was wird der rohe Sohn der Erde für andere thun wollen, da er zu seinem Wohlbefinden keines andern bedarf, oder doch nicht zu bedürfen glaubt? —

Den höhern Zweck, den wir mit unsern Zöglingen haben, sie des Genusses reinerer menschlicher Glückseligkeit empfänglich zu machen, würden wir also gewiß verfehlen, wenn wir sie mit Einem Male unter unsere Mitbürger aufnähmen. Und zuverlässig würden sie in kurzer Zeit auf Yannettin nicht einmal so glückselig seyn, als

sie es jetzt auf Yantellin sind. Sie würden bald durch Unmäßigkeit und Schwelgerey auch für die Freuden, welche gegenwärtig allein Reitz für sie haben, allen Sinn verlieren. Und was bliebe den Armen dann übrig? — Die Pflanze, die im dürren Boden entkeimte, mit Einem Male in allzu mildes Erdreich verpflanzt, wird selten gedeihen. Glaube mir, für Yantelliner ist ein Yantellin, für Menschen, die der Erziehung so sehr bedürfen, ein Land der Erziehung nothwendig!

„Wenn sie nun aber auch ohne Erziehung und Vorbereitung nicht Bürger im Lande der Glückseligkeit werden können; so scheint es doch hart und selbst zweckwidrig: daß sie das bessere Land vorher nur in dunkler Ferne sehen dürfen, und daß sich ihre Hoffnung, daß es ihnen dort besser seyn werde, nur auf Glauben stützen muß?“

Gerade so urtheilten einst, nach der Erzählung unserer ältesten Weisen, einige Yantelliner, welche das Bürgerrecht bey uns erhalten

hatten. „Ja, sagten sie mit freudigem Danke zu unsern Vätern, wir sind im Lande der Glückseligkeit, und fühlen daß wir's sind. Wir haben mehr, tausend Mal mehr bey euch gefunden, als wir erwarteten, und segnen unser Loos. Und dennoch verließen wir unser erstes Vaterland nur ungern, folgten unsern Führern furchtsam, und mit widerstrebendem Herzen, und unsere zurück gelassenen Freunde weinten um uns, wie man um Verstorbene weint. Wie könnte es aber auch anders seyn? War uns nicht das Land der Glückseligkeit ein unbekanntes Land, das wir vorher nur in dunkler Ferne sahen? Und keiner von denen, die vor uns hinüber gingen, kehrte wieder zurück! O darum erfüllt unsere Bitte für unsere ersten Mitbürger: nur drey Tage laßt sie unter uns wohnen, laßt sie Augenzeugen unserer Glückseligkeit seyn! Freudig werden sie euch dann folgen, und mit doppeltem Eifer arbeiten, um immer unter euch wohnen zu dürfen!" Unsere Väter erfüllten ihre Bitte — zum Unglück der Yanielliner, für die ganze damals lebende Generation, und nicht ohne Nachtheil für ihre Nachkommen.

Ihr bis hierher ihnen immer noch liebes Vaterland schien ihnen von nun an ein Land des Unglücks, ein trauriger Kerker, aus welchem sie je eher desto lieber befreyt zu werden wünschten; nur die Noth konnte sie zwingen ihren Boden ferner zu bearbeiten; mit Gram und Mißmuth säeten und pflanzten sie, mit Thränen ernteten sie, und mit finsterm Murrsinn nahmen sie jetzt unsere Wohlthaten, die sie sonst mit frohem Dank empfangen hatten. Auf Schleifwegen suchten einige in unsere Insel einzudringen, mit thörichten Bitten bestürmten uns andere, sie aus ihrem Elende zu erlösen, und in unser seliges Land hinüber zu führen. Vergebens sagten wir ihnen: daß sie durch ihre Unzufriedenheit ihren Wünschen selbst entgegen handelten, daß sie durch Trübsinn sich und ihre Lage verschlimmerten, daß weiser Genuß ihres gegenwärtigen Lebens die beste Vorbereitung zu einer glückseligern Zukunft sey; niemand wollte sich mehr den langsamen Gang der Erziehung und Vorbereitung gefallen lassen; sie wollten die Schranken überspringen, und entfernten sich vom Ziele. — —

Freund, auch wir glauben: daß der Unsichtbare unser Daseyn nicht auf das Land, das wir jetzt bewohnen, so schön es auch ist, beschränkt habe; wir erwarten jenseit des Grabes eine noch bessere Zukunft. Aber auch wir sehen diese Zukunft noch in dunkler Ferne, und verehren deßwegen die Weisheit und Güte des unsichtbaren Wohlthäters. Wir genießen die Gegenwart mit frohem Dank, und glauben und hoffen!

V.

Durch Wohlthaten macht man Undankbare.

Wer wollte läugnen, daß es Undankbare gäbe? Und da sich Undankbarkeit ohne vorher empfangene Wohlthaten eben so wenig denken läßt als — Dankbarkeit, so hat man freylich mit der Redensart: Durch Wohlthaten macht man (zuweilen) Undankbare; etwas sehr wahres gesagt, so wahres, als etwa mit der: Durch Wein und ähnliche starke Getränke macht man (zuweilen) Betrunkene. Aber viel wäre dann damit eben nicht gesagt. Nun läugne ich nicht, daß mancher wohl mehr dabey gedacht haben mag; und so möchte meinetwegen diese Redensart unter hundert andern, die noch öfter gebraucht, und am Ende nicht einmal so viel, vielleicht gar baren Unsinn enthalten, mit hin-

gehen: wie aber, wenn sie von manchem als Allgemeinsatz zur Entschuldigung seiner Härte, seines Geitzes, seiner Undienstfertigkeit, angewandt wird? — Weg dann mit der häßlichen Lüge, und dem ungerechten Vorwurfe, den man der Menschheit macht?

Dieß über die Redensart. Was nun aber die Klage über Undankbarkeit selbst betrifft, so kann sie bey einigen seltnen Menschen — die aber nicht leicht laut klagen werden — sehr edel seyn, wenn sie sich nicht beklagen, daß andere undankbar gegen sie, sondern daß sie undankbar waren. Undankbarkeit schmerzt sie als Laster, das von einem sehr verwahrloseten Herzen zeugt; es schmerzt sie, den Menschen durch Undankbarkeit sich selbst schänden zu sehen. Die Klage ist bey andern, die zwar zunächst um ihrer selbst willen klagen, aber auch viele traurige Erfahrungen gemacht haben, sehr verzeihlich: aber, aber wahrlich, sie ist auch bey vielen sehr ungerecht.

Ich habe sie oft mit der: daß der Tugendhafte hienieden so viel leiden müsse, indeß es dem Lasterhaften wohl gehe;

in Eine Klasse gestellt. Man setzt bey dieser Klage gewöhnlich voraus: daß man selbst unter die Tugendhaften gehöre; so wie bey jener: daß man sich um andere sehr verdient gemacht — ihnen wirklich Wohlthaten erwiesen habe; und sollte diese Voraussetzung immer gegründet seyn? Wird die Tugend nicht verdächtig, welche darüber murret, daß Gott gegen andere so gütig ist? — eben so verdächtig wie die Wohlthätigkeit, welche über Mangel an Wiedervergeltung in bittere Klagen ausbricht?

Du leidest; aber leidest du als Tugendhafter und um deiner Tugend willen? Jener ist glücklich; aber ist er es als Lasterhafter und durch seine Laster? — Da handelt jemand minder freundschaftlich, oder gar feindselig gegen dich; aber thut er es, weil du ihm wohl thatest? oder nicht vielmehr deßwegen, weil du ihm, für eine vielleicht unbedeutende Wohlthat, desto mehr übel thatest, weil du ihn mißhandeltest, ihn zum Sklaven deiner Launen machen wolltest, Dienste von ihm

forderteſt, die er als rechtſchaffener Mann nicht leiſten darf? —

Es giebt allerdings Menſchen, die ſich dem Wohlthäter entziehen, aus Furcht, wieder geben, oder Gegendienſte leiſten zu müſſen, oder aus einer zweydeutigen Art von Stolz, der ſich dem Wohlthäter gegen über gedemüthigt glaubt; manche, wenn ſie das Geborgte zurück geben, oder gewiſſe Verſprechen erfüllen ſollen, fühlen jetzt bloß das Unangenehme des Wiedergebens, und haben das Angenehme des Empfangens vergeſſen; ja es giebt ſogar Menſchen, die wahre Wohlthaten mit Uebelthaten vergelten. — Es giebt auch Menſchen, die durch Laſter Glück machen, und ihr Glück genießen: aber ihr würdet ſehr irren, wenn ihr den Weg des Laſters für den ſicherſten Weg zur Glückſeligkeit halten wolltet; und nicht bloß ſehr irren, ſondern auch ſehr ungerecht urtheilen, wenn ihr die Menſchen in der Regel für undankbar halten wolltet.

Wie manchen haltet ihr für glückſelig, dem geheimer Gram am Herzen nagt? — und wie mancher ſcheint undankbar zu ſeyn, der es nicht iſt?

Ihr haltet den, dem ihr Wohlthaten erzeigtet, für undankbar, weil er euch gewisse Dienste nicht leistete, oder nicht so leistete, wie ihr es wünschtet: aber kannte er eure Wünsche, und konnte er sie nach seinen Einsichten, seinen Grundsätzen, seinen Kräften erfüllen? Schmerzte es ihn nicht vielleicht, daß er nicht konnte, was er so gern wollte?

Wie? wenn seine Bemühungen für euch ohne seine Schuld fehl schlugen, und er zu bescheiden war, als daß er mit dem, was er für euch unternahm, prahlen sollte?

Wie? wenn er ohne Geräusch dennoch viel für euch that — zur Vertheidigung eurer Ehre eures guten Namens, zu eurer Empfehlung bey andern?

Er ist vielleicht nicht Freund von vielen Worten; und ihr hattet Unrecht, wenn ihr wähntet, daß er auf eure Wohlthaten keinen Werth setze, weil er nicht viel Worte darüber machte.

Er nahm vielleicht euer: „Bitte, bitte, keinen Dank!“ für Ernst, und hielt den Ausdruck seiner dankbaren Empfindung zurück. Er wußte,

daß edlere Menschen sich nicht gern laut in's Gesicht danken, so wenig als loben lassen, und zählte euch zu diesen Edleren.

Er schwieg, weil ihr ihn überraschtet, und seine Empfindungen zu lebhaft waren, als daß sie sich in Worten ergießen konnten; und seinen Händedruck habt ihr nicht verstanden, den Dank seiner Augen nicht bemerkt.

Er schwieg mit dem Entschlusse, euch thätig zu danken. Er erwähnte des von euch empfangenen Guten seltner, als ihr — minder edel — es wünschtet, um eure Güte nicht zu mißbrauchen; euch nicht zu reitzen, mehr noch zu geben; oder euch auch nicht den Verdacht einzuflößen, als wenn er euch dazu reitzen wollte.*)

Möglich wäre es auch, daß er das, was er von euch empfing, wirklich nicht sehr hoch anschlug, ohne deßwegen undankbar zu seyn. Er

*) „In dem: gratiarum actio est ad plus dandum inuitatio! — wie wir Lateiner uns auszudrücken pflegen — da liegt das Fundament zur Dankbarkeit!" sagte unser Schulmeister. Gut, daß wir ehrlichen Jünger das nicht verstanden.

fühlte, daß er eben das, und mehr noch für euch thun könnte, und vielleicht gegen andere that, ohne deßwegen zu glauben, daß er etwas gethan habe, das großen Dank verdiente — und denkt nun nicht geringer von euch, als von sich selbst. Mögen dann diejenigen liebenswürdiger seyn, welche auf das, was sie gaben, keinen Werth legen, desto mehr aber auf das, was sie von andern empfingen: aber für unedel werdet ihr doch den nicht halten, der das, was er wirklich Gutes in sich fühlt, auch bey euch vermuthet; der es für Undank halten würde, wenn er schlechter von euch als von sich selbst dächte? —

Oder wenn er, vielleicht aus Mangel an besserer Einsicht, eure Wohlthat nicht für Wohlthat erkennen konnte, sie nicht zu seinem Wohl zu benutzen wußte; wenn er dann, da ihr sie ihm dennoch aufdrangt, ihm schon durch dieß Aufdringen weh thatet, euch unmöglich für Freunde halten kann, die es gut mit ihm meinten? — Der Fall ist häufiger, als manche glauben mögen.

Wenn z. B. der große unglückliche Kaiser Joseph, der von sich es sagen durfte: daß

er oft, wo er Dank verdienen wollte, und verdiente, mit Undank belohnt wurde — wenn der oft verkannte Joseph die teutsche Sprache in Ungarn einführen wollte, so glaubte er gewiß den Ungarn dadurch wohlzuthun. Das glaubten nun aber die Ungarn nicht. Sie meinten, sie würden mit ihrer Sprache auch ihren Nationalcharakter verlieren, würden dadurch entwürdigt, und was sie so mehr meinten. Laßt sie nun noch so Unrecht gehabt haben, so hätte doch wahrlich ihr König auch Unrecht gehabt, wenn er seine sonst braven Ungarn deßwegen für Undankbare, schlechte Unterthanen gehalten hätte, weil sie seine Wohlthat nicht für Wohlthat erkennen konnten. —

Was besonders Wohlthaten an Geld und Geldeswerth *) betrifft, so ist's in Wahrheit bey

*) Und zwar bloß Geldeswerth, und um dieses Werthes willen gegeben. — Mein Freund schenkt mir sein Bild mit einer kostbaren Einfassung; nun da konnte zwar die kostbarn Einfassung, mir zu Gefallen, weggeblieben seyn: aber ohne Beymischung eines unangenehmen Gefühls nehme ich das Bild auch mit der kostbaren

Menschen, welche mehr vom Herzen als vom Magen abhängen, keine leichte Sache: ihnen so zu geben, daß es ihnen wirklich wohl thue. Das läßt sich als Regel annehmen: Der Mann, der ohne Anhängsel von Titeln und ohne gefüllte Kasten gelten kann, bey dem es Einmal fester Entschluß ist, keinen Finger breit vom geraden Wege abzuweichen, um jene Anhängsel und Kasten zu erhalten, und dem Freyheit mehr als alles Gold der Erde wiegt — der nimmt nicht gern reiche Geschenke, befindet sich immer in keiner kleinen Verlegenheit, wenn er sie, durch Noth gezwungen, nehmen muß, und kann dann leicht von dem Geber sehr verkannt werden, wenn dieser nicht selbst seines Geschlechts ist.

„Ich sah mich einst genöthigt," so erzählte mir mein Vater, „von einem reichern Freunde ein Darlehn an Gelde aufzunehmen, und that es unter der Bedingung: gegen landesübliche Interessen; was er sich um so eher gefallen lassen könnte, da ich es für einen

Einfassung. Die Einfassung ist für das Bild, das Bild für mich.

andern aufnähme. — Wirklich hatte ich einem noch ärmern Freunde von der erborgten Summe wieder einen Theil geliehen. — Nach zwey Jahren zahle ich meinem Freunde sein Geld, bis auf einen kleinen Rest, der der Verabredung gemäß erst im nächsten Jahre abgezahlt werden sollte. Er nahm es, — aber ohne Interessen. Die Wahrheit zu sagen: ich hatte die Interessen mit einer gewissen Aengstlichkeit aufgezählt, die aus dem Bewußtseyn entsprang, daß ich, selbst ein paar Mal in dem Falle, andern Geld geliehen zu haben, um alles nicht im Stande gewesen wäre, Interessen anzunehmen; dennoch kränkte es mich tief, daß ich, wollte ich anders meinen Freund nicht beleidigen, die Interessen geschenkt nehmen mußte. Es war, dachte ich, doch hier ein anderer Fall: die Summe war größer, und er wußte ja, oder sollte doch wissen, daß du es für einen Dritten geborgt habest. Einen noch trübern Tag machte mir mein sonst so guter, braver Freund, da er unter nichtigem Vorwande, von vielen Dienstleistungen, die er von mir erhalten haben wollte, auf keine Art zu bewegen war, den Rest wieder anzunehmen. Und mit

dem

dem trüben Tage war's nicht abgethan. Es vergingen Jahre, ehe ich wieder so unbefangen, wie sonst, seine Gesellschaft genießen konnte. Gewiß war mir mein Freund nicht minder lieb als vorher; aber ich war von nun an minder traulich im Umgange; fühlte jetzt erst, was ich vorher nicht gefühlt hatte: daß er reich und ich arm sey, daß er nur geben, ich nur empfangen könnte, ohne Aussicht ihm je wieder geben zu können; konnte ihn nicht mehr so offenherzig wie sonst tadeln, ihm nicht so herzlich meinen Beyfall geben — zum Tadel schien ich mir das Recht vergeben zu haben, mein Lob schien der Schmeicheley verdächtig. Tausend Mal habe ich gewünscht, daß ich ihm, selbst auf die Gefahr ihn zu beleidigen, und seine Freundschaft zu verlieren, sein Geld aufgezwungen hätte. Ich habe nachher dieses Geld als ein Kapital angesehen, wovon ich bloß Verwalter zu gutem Gebrauch für andere wäre, und habe es so angewandt, wie ich glaubte, daß es mein Freund, wenn er es mir zu der Absicht gegeben hätte, billigen würde. — Es scheint mir jetzt bey kälterem Blute selbst, als wenn in meinem damaligen Betragen und Empfindungen

etwas Ueberspanntes und Uebertriebenes gewesen wäre, vielleicht gar etwas unfreundschaftlicher Stolz: aber ich wollte doch nicht, daß du je in die Verlegenheit kämst, von einem reichen Freunde Geld borgen zu müssen. Lieber von einem Fremden, und im Nothfall lieber von einem Wucherer, dem du das Kapital zwiefach verzinsen mußt. Durch Sparsamkeit und Fleiß kannst du den hohen Zins wieder einbringen; aber Geschenke können dich um Güter bringen, die für kein Geld feil sind. Und wie? wenn der reiche Mann, der sich deinen Freund nennt, minder edel wäre, als mein Emmard war? wenn er es bedauerte: daß er eben jetzt keinen Vorrath an Gelde habe? oder wenn er des niedrigen Mißtrauens fähig wäre, daß du nicht seine Freundschaft, sondern sein Geld gemeint habest? wenn er dir merken ließe, daß er das, was er dir liehe, für so gut als geschenkt hielte? — Glaube mir, es giebt unter den reichsten Leuten viele Krämerseelen, und im Punkte des Geldes sind die meisten zum Mißtrauen geneigt. Ein Mißtrauen, das freylich bey manchem, der mehrere unangenehme Erfahrungen mit Buben oder Leichtfüßen machte,

gewissermaßen verzeihlich ist: aber würde dich's darum minder kränken, daß der Mann, den du für deinen Freund hieltest, dich mit jenen Menschengeschöpfen in Eine Klasse setzte? Nein, lieber von einem ganz Fremden geborgt, als von einem reichen Freunde, dessen Freundschaft nicht schon längst erprobt und durch's Feuer geläutert ist. Denn freylich für Freunde im engsten Sinne des Worts hört diese Klugheitsregel auf, Klugheitsregel zu seyn. Bey einem Freunde, der dir an Vermögen gleich, oder doch nicht viel reicher ist, da braucht es schon weniger Bedenklichkeit. Da schmerzt eine abschlägliche Antwort schon minder, weil es wahrscheinlich ist, daß er nicht im Stande war, deine Bitte zu erfüllen; und giebt er, so siehst du eine Möglichkeit, ihm einmal gleichen Gegendienst zu erweisen; und andre Gefälligkeiten wird er nicht, nach der Unart mancher reichen Leute, die oft zur Unzeit großmüthig sind, oder so stolz, daß sie durchaus niemanden auch nur die kleinste Verbindlichkeit schuldig seyn wollen, mit Gelde aufwiegen!"

Ich kann und mag nicht entscheiden: ob mein Vater in dem gegebenen Falle sich ganz so benom-

men habe, wie es die kalte prüfende Vernunft recht heißen würde; ob nicht, wie es ihm ja selbst schien, ein wenig Stolz und Ueberfeinerung seine sonst so reine Empfindung getrübt habe: aber gesetzt, daß so ein Mann als Empfänger sich gegen den Geber nicht ganz nach der Regel benimmt, würdet ihr ihn wohl deßwegen einen Undankbaren nennen? Würdet ihr, die ihr euch auf Menschenwerth versteht, und Sinn genug habt, in einem Meisterwerke, trotz einiger Fehlzüge, doch ein Meisterwerk zu erkennen, euch nicht lieber um einen solchen Mann, als um hundert andere, die sich durchaus nach der Regel benehmen, verdient gemacht zu haben wünschen? — —

So wird also gewiß mancher ehrliche Mann für undankbar gehalten, der vielleicht im Grunde ein ungleich dankbareres Herz hat, als mancher andere, der die Miene der Dankbarkeit annimmt, und jede Gelegenheit ergreift, seinem Wohlthäter — ein Compliment zu machen; oder klug genug ist, euch kleine Gefälligkeiten zu erweisen, um neue größere Wohlthaten zu erhalten. — —

Die Klagen über Undankbarkeit würden weniger werden, wenn sich die Menschen besser auf's

Wohlthun und Freudemachen verständen, wenn — Doch dieß verdient ein eigenes Kapitel. Nicht zwar als wenn ich eben über diesen Gegenstand was Ausgezeichnetes zu sagen wüßte, sondern weil es dem Leser frommen würde, selbst ein wenig über das Thema nachzudenken.

VI.

Wie man wohlthun müsse.

Was wohlthun heißt, weiß jedermann — Leiden mindern, oder doch mildern, die Menschen froher, glücklicher, oder (was unstreitig die größte unter allen Wohlthaten seyn würde!) besser machen. Die Frage aber: wie man am sichersten diesen Zweck erreichen könne, wie man es anfangen müsse, um die Menschen geneigt zu machen, das, was wir für sie thun, als Wohlthat anzunehmen, und den besten Gebrauch davon zu machen? ist eine Frage, deren vollständige Beantwortung selbst der Verfasser des goldenen Spiegels ꝛc. nicht leicht finden würde. Und forderte der Fragende nun gar, daß die Antwort jeden, der den Willen hätte gute Lehre anzunehmen, in den Stand setzen solle, sie in allen Lagen, unter allen Umständen seines Lebens glücklich zu befolgen; so forderte er etwas,

das selbst der weiseste Lehrer nicht zu leisten vermöchte. Er müßte dann seine Menschenkenntniß nicht bloß lehren, sondern sie, und mit ihr seinen geläuterten Sinn für alles Schöne und Gute auf andere übertragen, das heißt, er müßte etwas thun können, wogegen alles, was euch eure Ammen von Wunderdingen erzählt haben, eine Kleinigkeit wäre.

Hoffentlich erwartet ihr von keinem Menschenkinde Wunder, am wenigsten von dem ehrlichen Pächter Martin; könnt also zum voraus vermuthen, daß er sich nicht auf eine vollständige Beantwortung der Frage, sondern nur auf einen kleinen Beytrag zur Beantwortung einlassen werde.

Dieß ist mein Beytrag: Man muß vor allen Dingen mit sich einig werden, daß man Andern wohlthun wolle.

„Ein wichtiger Beytrag! Als wenn sich das „nicht von selbst verstände, daß man Andern „wohlthun wolle, wenn man etwas für Andere „thut!“

Ihr lieben guten Menschen, bey denen sich das in der Anwendung immer von selbst versteht! Für euch bedarf's keiner geschriebenen und gepredigten Moral; so schön sie geschrieben oder gepredigt wäre, ihr hättet sie besser in euch selbst. Aber, liebe gute Menschen, es versteht sich das nicht bey allen von selbst — ach, nur bey wenigen! Blickt um und neben euch, und ihr werdet finden, daß man sich oft selbst täuschte, wenn man glaubte, man habe Andern wohlthun wollen. Man wollte sich selbst, sich allein, oder doch vorzüglich wohlthun.

Man giebt, um wieder zu empfangen, leistet Dienste, um Gegendienste zu erhalten, um gelobt zu werden, um sich Freunde zu machen, und aus wer weiß wie viel andern Bewegungsgründen, die sich am Ende alle auf das liebe Selbst beziehen. Und wem hat man nun wohlthun wollen?

Unsere meisten Wohlthaten, die wir vielleicht zu unsern besten Thaten zählten, gehören zu denen Tugenden, welche der, der nicht nach dem, was wir thaten, sondern nach den Absichten und Bewegungsgründen, aus welchen wir es thaten, nicht nach dem, was wir glücklicherweise wirkten,

sondern nach dem, was wir wirken *wollten*, richtet, einst — *verzeihen* wird. Unsere vermeinten Wohlthaten sind *Handel*, wenigstens *Tausch*handel, bey welchem beide Theile gewinnen wollen.

„Aber wenn ich nun keine Gegendienste zur „Bedingung gemacht habe?"

Nun, so war's vielleicht Handel *auf Spekulation*. Ich kaufe einen Artikel Waare um erhöhten Preis, weil ich hoffe, daß die Waare steigen werde; sie steigt aber nicht, und ich verliere: habe ich denen, welchen ich abkaufte, eine Wohlthat erwiesen? — Wer Andern giebt, um mehr, *wenn auch nicht in derselben Münzsorte*, wieder zu empfangen, der kann nicht sagen, daß er ihnen Wohlthaten erwiesen habe. Wer also auf Dank rechnet, der rechnet auf eine Art von Wiedererstattung, und wer um des Dankes willen giebt, der giebt eigentlich nicht, sondern verkauft oder leihet. *)

*) Doch kann es Fälle geben, wo *Leihen* wohlthätiger ist als *Schenken*. S. erste Beylage zu 12. VI. 3.

Aber war dieß Wohlthätige in deinem Plane?

„Dennoch bleiben meine, wenn auch nicht „aus reiner Absicht erwiesenen Wohlthaten, dem „Empfänger dieselben Wohlthaten.“

Du willst sagen, er hätte denselben Vortheil und Genuß davon. Aber hättest du denselben Genuß von der Gabe eines Andern, er möchte dir sie geben, aus welcher Absicht, und auf welche Art er wollte? mit oder ohne Schonung deines Herzens, deiner Ehre, oder auch deines vielleicht nicht unedlen Stolzes?

Zugegeben, daß man zuweilen beide Zwecke, sich und andern wohlzuthun vereinigen und beide erreichen könne; daß man durch die gute oder doch feine Art, womit man giebt, seiner Gabe Werth verschaffen, und den Empfänger in dem süßen Wahne erhalten könne: daß man bloß auf sein Wohl gedacht habe; aber am sichersten wird doch derjenige Andern wohlthun, der nicht sich, sondern diesen Andern dadurch wohlthun will.

„Aber auf den guten Willen kömmt's doch hier nicht allein an. Der Kalabrische Wirth hatte auch wohl den guten Willen, seinen Gästen wohlzuthun; doch möchte ich sein Gast nicht

seyn.*) Der Major Ewald (N. X. des 1sten Bandes) hatte eben so viel guten Willen, dem verunglückten Kaufmann zu helfen, als Hulde;

*) Den guten Willen hatte er eigentlich nicht. Hier ist die Stelle aus Horazens sechsten Briefe des ersten Buchs, nach Wielands Uebersetzung:

Du hast mich so nicht reich gemacht, wie mein
Kalabrier den Gast von seinen Birnen
zu essen nöthigt. — „Lang' er zu, Herr Nachbar!“ —
Ich habe satt — „So steck' er immer ein,
so viel er will.“ — Ich danke schönstens. — „I!
so nehm' er doch! Er kann's ja seinen Kleinen
zum Gruß nach Hause bringen.“ — Sehr verbunden!
Es soll so seyn, als ob ich schwer beladen
davon gegangen wäre. — „Wie's beliebt!
Uns spart er nichts, es bleibt nur für die Schweine.“ —
So giebt die plumpe, unverständige
Gutherzigkeit mit vollen Händen weg,
was keinen Werth in ihren Augen hat;
und dieß ist eine Saat, die immer Undankbare
getragen hat und ewig tragen wird!

rich: aber nur Hulderich wußte ihm zu helfen. Und warum konnte der eine Amtmann in W** (N. XIV. S. 115.) seinen Bauern nicht so wohlthun, als der andere, da es doch beide gleich gut mit ihnen meinten? — Und so kömmt's gewiß auf den guten Willen nicht allein an!"

Sehr wahr. Aber ich habe auch nicht gesagt, daß der Gebrauch meines Hausmittels alle andere entbehrlich mache. Ihr könnt vielmehr darauf rechnen, daß niemand eifriger seyn werde, alle zweckmäßige Mittel kennen zu lernen, und anzuwenden, als derjenige, bey dem es Einmal mit diesem guten Willen seine Richtigkeit hat. Auch wird ihm alles mit und durch diesen guten Willen erleichtert; der gute Wille selbst sagt ihm*), wo nicht immer, was er thun, doch wenigstens, was er nicht thun müsse — was seinem Zwecke entgegen wäre.

Er läßt euch gewiß den Wohlthäter nicht fühlen, blickt nicht mit der Gönnermiene auf euch herab, macht euch seine Wohlthaten nicht zu

*) Wie der Genius des Sokrates; setzt mein Pastor hinzu.

Sklavenfesseln, macht keine unedlen Forderungen an euch — mischt nicht in den Labetrank, den er euch darreichte, Gift ein. Auch zwingt er euch nicht sein Steckenpferd zu reiten, weil ihm das Spaß macht, dringt euch seine Wohlthaten nicht auf, und entreißt euch nicht gewaltthätig das, was euch jetzt unschuldige Freude macht, um euch zu nöthigen, euch auf seine Art zu freuen. Er wollte euch ja wohlthun, wie sollte er nicht, so viel nur möglich, alles vermeiden, was seinem Zwecke entgegen wäre, und wodurch er euch wehe thun könnte?

Wer aber erst weiß, was man vermeiden müsse, um etwas nicht schlecht zu machen, der ist auf geradem Wege, es gut machen zu lernen, und lernt es da, wo es auf Rechtthun (auf Moralität) ankömmt, gewiß — wenn Kopf und Herz einträchtig bey einander wohnen! —

Ich habe Männer, die eben nicht in dem Rufe waren, große Gelehrte, am allerwenigsten große Redner zu seyn, Reden halten hören, die Aller Herzen für sie einnahmen — weil sie selbst aus dem Herzen sprachen. Was von Herzen kömmt, sagten unsere Alten, geht wieder

zu Herzen! Dieß gilt gewiß auch hier. Selbst bey weniger Menschenkenntniß, und beym Mangel an andern seltenen Vorzügen, die von Seiten des Kopfes dazu erfordert werden, um viel Gutes zu thun, wird der Mann mit jenem guten Willen wenigstens das leicht erreichen: daß andere gern von ihm annehmen, was er gern für sie thut — und ihr seht leicht, wie viel er dadurch für seinen Zweck gewonnen habe.

Auch giebt es Fälle, wo schlechterdings nur der, der mit diesem guten Willen handelt, wohlthun kann.

Würde der edle Mann, mit dem ich euch, so weit ich es durfte, in der zweyten Nummer des ersten Theiles, und in der ersten und zweyten Nummer dieses andern Theiles meines Büchleins bekannt machte, ohne diesen guten Willen der Wohlthäter seines Fürsten und seiner Mitbürger geworden seyn?

O wie manches Gute kam bloß deßwegen nicht zu Stande, weil der Ehrgeitzige es allein thun wollte? — weil die Welt es wissen sollte, daß Er es gethan habe? — Wie manches wurde wohl gar verhindert, weil man Andern die Ehre

mißgönnte, es vollbracht, oder nur es zuerst in Vorschlag gebracht zu haben? —

„Es ist ein großes Unglück für die Welt im Reiche der Wahrheit, so urtheilte der heilige Rath in der Königsprobe*), daß nur wenige uneigennützig genug sind, Bäume zu pflanzen, welche erst der Nachwelt Früchte bringen. Fast alle bringen ihre Pflänzchen in's Treibhaus, um die ersten Früchte noch selbst zu genießen; nur selten wird aber die verzärtelte und übertriebene Pflanze zum dauerhaften fruchtbaren Baume. Der ächte Freund der Wahrheit und der Menschen weiß Licht und Schatten genau für das Auge seiner Zeitgenossen abzumessen, und überreicht dann dem Schüler, den er sich nach seinem Geist und Herzen erzog, den Pinsel und Farbekasten, um nach und nach lichtere Farben, deren Zubereitung und Gebrauch er ihn gelehrt hatte, aufzutragen. Freylich fällt dann das prächtige N. N. pinxit unter seinem Gemälde weg; aber dankbar nennt der Schüler den Namen des

*) S. Meine Erzählungen (von Karl Stille) Erster Band S. 128.

Meisters, der die ersten schönen und festen Grundzüge gemacht hatte. Und thäte er auch das nicht, ey nun, sein Lehrer hatte nicht darauf gerechnet. Er wollte das Bild der Wahrheit, nicht sich selbst mahlen!"

Gott! recht viel solcher Menschen mit dem festen Entschlusse, so viel sie können, zum Wohl ihrer Mitmenschen beyzutragen, und so beyzutragen, wie sie glauben, daß es für diese Menschen am wohlthätigsten seyn möchte: so wird Wahrheit und Tugend unter uns gedeihen, und die Erde verschönern; so werden wir, wie Kinder Eines guten Vaters, durch brüderliche Theilnehmung des Lebens Ungemach vermindern, und manche Thräne des Schmerzes in Freudenthränen verwandeln! —

Brüder! wer schlägt ein: auf Wohlthun ohne Lohnsucht! —?

Freylich könnt' es scheinen, als wenn dieß — besonders in den Fällen, wo wir, zur vollen Erreichung unsers Zwecks, den Wohlthäter nicht nur nicht fühlen lassen dürfen, sondern ihn sogar möglichst verbergen müssen — ein wenig

zu

zu viel gefordert wäre; im Grunde ist es aber wirklich nicht mehr gefordert, als: daß man die Mittel anwenden müsse, wenn man den Zweck will; und, daß wir, als gute Menschen, gegen Andere so handeln müssen, wie wir, wären wir in ihrer Lage, sie in der unsrigen, wünschen würden, daß sie gegen uns handeln möchten. Denkt: daß Geben seliger sey, als Nehmen, und fühlt euch glücklich, daß ihr geben könnt: so wird euch die sanfteste Schonung gegen den, der eurer Hülfe bedarf, leicht werden, und ihr werdet sie, als Glücklichere gegen den Ungücklichern, für heilige Pflicht erkennen. Und genau genommen, wäre es wohl kein Widerspruch, wenn man behauptete, daß ihr bey dieser Handlungsweise mehr gewinnen als verlieren würdet — wenn ihr etwa zum guten Anfange dieser Ermunterung bedürftet. Undank schmerzt, wenn man auf Dank gerechnet hat! Den Schmerz werdet ihr euch ersparen. Ihr genießt euch selbst, indem ihr eine Pflicht erfüllt, genießt die Seligkeit eines Gottes, Gutes

zu thun, im reichen Maße, so daß ihr gewiß des Danks dabey leicht entbehren könnt. Würde er euch aber dennoch — und warum sollte er euch nicht oft werden, da Liebe und Wohlwollen gewiß noch oft erkannt, und mit Gegenliebe erwiedert wird; da das, was von Herzen kömmt, so leicht den Weg zu andern Herzen findet? — nun dann genießt ihr auch diesen Dank als desto angenehmere Zugabe, je weniger ihr darauf gerechnet hattet.

VII.

Eddelhold und seine Charlotte.

Der Amtmann Eddelhold und seine Charlotte sind nun zehn volle Jahre verheirathet, und noch lieben sie sich, als wären sie es erst seit zehn Tagen.

„Das erste Feuer der Leidenschaft ist zwar verlodert,“ sagte mir der glückliche Ehemann, „aber eine zärtliche Freundschaft hat uns für diesen Verlust — wenn es anders Verlust zu nennen war — überreichen Ersatz gewährt.“ Beide behaupten, daß sie sich jetzt noch mehr liebten, als im Wonnemonathe der entstehenden Liebe, und sind bey ihrer Ueberzeugung so glücklich, daß sie keinen Menschen ohne Ausnahme auf Gottes weitem Erdenrunde um sein Loos beneiden.

„Und woher diese Seltenheit?“

Ja, das läßt sich nun freylich nicht so mit Einem Male beantworten: aber Materialien

zu einer Antwort auf die vorgelegte Frage denke ich euch liefern zu können. Ich erzähle euch wieder, was mir mein Freund Eddelhold von seiner Liebe und Ehe, von seiner vortrefflichen Gattin und von seinem Hausglück erzählte, und was ich selbst darüber bemerkte, ganz getreu, wie ich's empfangen habe; nur daß ich die Personen nicht bey ihrem wahren Namen nenne, aus dem simpeln Grunde — weil ich's nicht darf.

Ich fange mit der Geschichte ihrer Liebe an. Sie hat eben nichts Außerordentliches, aber man sieht doch, däucht mir, daraus, daß sie zu dem künftigen Gebäude ihrer Glückseligkeit einen guten Grund legten.

Charlotte war nicht, was man im gewöhnlichen Verstande ein schönes Mädchen nennt. Sie hatte eine Schwester, welche von Kennern weiblicher Schönheit — wofür sie sich ausgaben — Charlotten weit vorgezogen wurde. Himmelweit, sagten diese, wäre der Abstand zwischen Brigitten und Charlotten. So fand es auch Eddelhold, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er Charlotten

so hoch über Brigitten setzte, als sie nach dem Augenmaße der Kunstrichter unter ihr stand. Und meine Leser unterschreiben gewiß sein Urtheil, wenn ich ihnen sage, daß es eben die Charlotte sey, deren erste Bekanntschaft sie in dem Kapitel: Auch Wohlthaten, gemacht haben. Ihr gebildeter Verstand und ihr sanftes wohlwollendes Herz machten ein Gesicht, das sonst unter die alltäglichen gehört hätte, reitzend; verschafften ihr die Schönheit der edlern Menschen, welche von Allen, die sich darauf verstehen, das heißt, die selbst etwas davon erhalten haben, mit dem innigsten Wohlgefallen erkannt wird. Sekretär Eddelhold suchte die Bekanntschaft der beiden Schwestern, machte den höflichen Gesellschafter bey Brigitten, und bewarb sich um Charlottens Freundschaft.

Eddelhold war ein wackrer junger Mann, aber von vielen verkannt, und von manchen als Sonderling bespöttelt. Er hatte seine Außenseite, Gang, Stellung und Anstand zu sehr vernachlässigt — woran er nicht wohl that. Er setzte sich zu sehr über die Gesetze der Mode, und über Gebräuche, deren Beobachtung man

zur feinen Lebensart rechnet, hinweg — woran er wieder nicht wohl that. Und doch hätte man ihm das vielleicht verziehen, weil Männer von Gewicht ihn wegen seiner Kenntnisse und guten Arbeiten lobten, und weil man gestehen mußte, daß er in Gesellschaften nicht übel spräche. Aber er handelte nach strengen Grundsätzen als ehrlicher Mann — woran er sehr wohl that; und das verzieh man ihm nicht. Er sollte z. B. eine ansehnliche Stelle, und mit der Stelle zugleich ein schönes, kluges, reiches Weib erhalten; „Nein,“ sagte er, „das wäre des Guten zu viel auf Einmal!“ und bekam das erste nicht, weil er das zweyte nicht mit wollte. Das fand man sehr unklug. —

Man empfahl ihm als Sachwalter von hoher Hand die Vertheidigung einer schlimmen Sache, und er schlug das geradezu ab: weil die Sache nicht bloß schlimm, sondern offenbar ungerecht wäre. Wieder unklug! Aber er ließ sich sogar leicht bereden, der Gegenpartey zu dienen, die keine Empfehlung und Unterstützung von hoher Hand hatte. — Das hieß ganz ohne Kopf gehandelt.

Eine viel vermögende Dame — im Vorbeygehn gesagt: Eddelhold galt, so wenig er dieß geltend zu machen suchte, für einen ziemlich wohlgestalteten Mann, und besagte Dame war eben durch ihre Schönheit so vielvermögend geworden — und diese Vielvermögende hatte die Gnade für ihn, ihm einige kleine Geschäfte aufzutragen, die er so sehr zu ihrer Zufriedenheit ausrichtete, daß sie ihm äußerst lebhaft — ihre Dankbarkeit zu erkennen gab. Eddelhold — wahrscheinlich um die allzu dankbare Dame nicht wieder wegen des Dankes in Verlegenheit zu setzen — bat sie ganz trocken, ihn in Zukunft mit ihren Aufträgen zu verschonen. Natürlich mußte sie dieß unartige Betragen ein wenig beleidigen; doch war sie gutmüthig genug, den Vorfall zu verschweigen, und sich mit der kleinen Rache zu begnügen, daß sie ihm den Spottnamen: der hölzerne Sekretär, gab, der bald von hundert Zeugen nachgelallt, wurde.

Desto mehr aber schätzten ihn die Wenigen, welche ihn näher kannten, und vor allen Charlotte und ihre vortreffliche Mutter. Er war,

so oft er kam, ein willkommner Gast, und durfte als Anverwandter — wenn auch die Verwandtschaft etwas weit hergeholt war — schon mit Anstand öfter als ein ganz Fremder kommen. Die Mutter fand den Umgang mit ihrem jungen Freunde für ihre Töchter lehrreich; und er war es, wo nicht für Brigitten, welche aus dem kalten Sittenlehrer, wie sie ihn nannte, nicht viel machen konnte, doch gewiß für Charlotten, und für ihn selbst nicht minder. Er bereicherte sie mit Kenntnissen, und stützte ihre Tugend, die bisher mehr Sache des Herzens gewesen war, auf Grundsätze; und sie machte seine Sitten milder, nahm seiner Tugend das Rauhe und Eckige. Man lehrte, ohne sich das Ansehn oder gar das Uebergewicht des Lehrers zu geben, lernte Winke zur Belehrung verstehen, und gewann dadurch an gegenseitiger Achtung.

Lange hatten sie sich so als Freund und Freundin kennen gelernt, und veredelt, Gedanken und Empfindungen umgetauscht und durch den Tausch verschönert, lange hatte sich eben deßwegen eins in dem andern geliebt, ehe Eddelhold

seiner Charlotte den großen Herzenswunsch entdeckte, sie einst, wenn seine äußere Lage nur um etwas vortheilhafter würde, ganz die Seine nennen zu dürfen. Bis dahin gelobte er ihr unverbrüchliche Treue, so lange er hoffen dürfte, daß sie ihm Liebe mit Liebe erwiedern könne, ohne ein Gegenversprechen von ihr anzunehmen; denn noch mußte er von den geringen Einkünften seines Amtes einen Theil zur Bezahlung der hinterlassenen Schulden seines Vaters verwenden, und seine Aussichten in die Zukunft waren noch viel zu ungewiß, als daß er das Glück eines guten Mädchens davon hätte abhängig machen sollen. Vielleicht war in diesem Beweise von Edelmuth einige Selbsttäuschung; wenigstens hoffte er gewiß, daß sein liebes Mädchen auch ohne gegebenes Versprechen ihm Treue mit Treue erwiedern würde: aber bald zeigte sich die Gelegenheit, wo Eddelhold bewies, daß er nicht bloß edel sprechen, sondern auch handeln könnte.

Bellin, ein akademischer Lehrer, der Eddelholden an mehrern äußern Vorzügen übertraf, und an Adel des Herzens ihm nicht weit

nachstand, lernte Charlotten kennen, und wurde bloß dadurch abgehalten, ihr Hand und Herz anzutragen, weil er von ihrem freundschaftlichen Umgange mit Eddelholden gehört hatte. Er machte bald darauf Eddelholds Bekanntschaft, bat um seine Freundschaft, und entdeckte ihm offenherzig seine Absichten auf Charlotten, im Fall daß Eddelhold nicht selbst Ansprüche auf sie mache. Eddelhold war zwar auf die Nachricht nicht ganz unvorbereitet, und hatte schon nach hartem Kampfe seinen Entschluß gefaßt; dennoch konnte er jetzt nur aus zusammengeschnürter Brust die Antwort hervor stammeln: daß er keine andern Ansprüche, als die der Freundschaft, auf Charlotten habe.

Bellin. Aber, lieber Freund, Ihre Verlegenheit, Ihr Angesicht, Ihr Ton der Sprache, scheint mit dieser Antwort nicht überein zu stimmen.

Eddelhold. Nun ja! — — Ich gestehe es Ihnen, ich schätze sie sehr hoch, und — ja, ich würde selbst um ihre Hand geworben haben, wenn meine Lage mir das verstattete: aber —

Bellin. Das raubt Ihnen aber doch die Hoffnung nicht. Die Zukunft —

Eddelhold. Eine noch viel zu ungewisse Zukunft. Und — und — Herr Professor, Sie verdienen das Mädchen, und ich wünsche Ihnen Glück.

Bellin. Lieber Eddelhold! Ich verlange kein so theures Opfer von Ihnen, schätze Sie zu hoch, liebe Sie zu sehr, als daß ich Ihrem Herzen wehe thun könnte.

Eddelhold (mit warmen Händedruck.) Ich kann sie nicht glücklich machen. Sie können es. Ich verreise morgen, und bey meiner Rückkehr umarme ich Sie als den würdigsten Verlobten des würdigsten Mädchens.

Bellin. Wird aber ein Mädchen, das einen Eddelhold zum Freunde hatte, einen andern lieben können?

Eddelhold. Eben weil Eddelhold ihr Freund ist, so wird er ihr dazu rathen müssen.

Bellin. Rathen müssen? — Also doch mit widerstrebendem Herzen?

Eddelhold. Er wird ihr als Freund dazu rathen müssen, weil es ihr Glück betrifft.

Eddelhold hielt Wort, schrieb noch am Abend, oder vielmehr in der Nacht vor seiner Abreise an seine Freundin, (ihre würdige Mutter lebte nicht mehr) rieth ihr, mit angeführten wichtigen Gründen, seinem Freunde Bellin die Hand zu geben, trat ab als Liebhaber, und empfahl sich ihrer Freundschaft. Freylich brauchte er acht volle Stunden zu diesem Briefe; aber er kam doch endlich glücklich zu Stande. Noch ein paar Thränen rollten ihm, wie er auf den Postwagen stieg, glühend über die Wangen herab; aber das Gefühl seiner erfüllten schweren Pflicht, der Stolz edler Seelen, der unmögliche Dinge möglich macht, trocknete seine Thränen, und besänftigte den Sturm seines Herzens.

Es gelang ihm früher, als er es selbst hoffte, seine Charlotte zwar nicht ohne Schmerz, doch ohne heftige Bewegung als das Weib eines andern, aber als das wahrscheinlich glückliche Weib eines würdigen Mannes denken zu können. Er kam zurück, um durch Arbeit — das beste Heilmittel für jeden Seelenkranken — seine so

glücklich angefangene Cur zu vollenden. Bellin war der erste, der ihn besuchte, mit einer Miene, die nicht viel Frohes verkündigte, und dennoch Eddelholden gar ein froher Bothe war. Doch nur auf einige Augenblicke; denn bald fühlte er sich wieder ganz Eddelhold. Mit innigster Theilnehmung hörte er jetzt Bellins Klage: — „Ach! hätte ich sie nie kennen gelernt! — Ich hätte nicht geglaubt, daß verschmähte Liebe so schmerzen könnte! — Ich kann die neuen Beweise der Gnade meines Fürsten zwar mit Dank erkennen, aber mich ihrer nicht freuen. So eben ist mir die Nachricht geworden, daß er mich zu seinem Hofrathe ernannt hat, mit der Versicherung: wenn ich vor meiner Gattin sterben sollte, dieser einen anständigen Jahrgehalt zu verwilligen. Guter Fürst, Bellin braucht nun keinen Jahrgehalt für eine Gattin."

Eddelhold versicherte nicht bloß nach Alltagssitte den Freund seiner Theilnehmung, sondern ging selbst zu Charlotten, um so angelegentlich, als je ein eigennütziger Liebhaber für sich selbst sprach, für seinen Freund zu bitten. Er wiederholte ihr mit verstärktem Nachdruck mündlich

alles, was er vorher zu Bellins Empfehlung geschrieben hatte, fügte die neuen Bewegungsgründe vom Hofrathsrange, und sogar, im Feuer seiner Rede, den vom Jahrgehalte hinzu, und schloß mit der Betheurung: daß von ihrem Entschlusse seine künftige Ruhe abhinge; daß er den Gedanken: um deinetwillen wurde ein gutes Mädchen minder glücklich, als sie es sonst gewesen seyn würde! nicht ertragen könne; daß er mit diesem Gedanken wahrscheinlich nie wieder eine frohe Stunde in ihrer Gesellschaft genießen würde, und daher gezwungen sey, seiner Liebe zu entsagen. Charlotte hörte den Redner, der bey allem Feuer, mit welchem er sprach, dennoch kaum wagte seiner Zuhörerin in's Auge zu sehen, aufmerksam zu, ohne ihn zu unterbrechen, und warf dann mit ihrer Antwort alle seine Gründe, seine Hoffnung für seinen Freund, und seine Besorgniß für sich selbst nieder, und fachte seine Liebe von neuen an, ohne seine Ruhe zu untergraben.

„Eddelhold," antwortete sie, „Sie mögen sehr edel gehandelt haben, aber — auch ein wenig lieblos. Doch ich verzeihe Ihnen um der edeln

Absicht willen, und sage Ihnen zur Beruhigung, daß ich dem Herrn Bellin, der ein sehr wackrer, braver Mann seyn mag, dennoch keine günstige Antwort hätte geben können, wenn auch kein Karl Eddelhold auf der Welt gewesen wäre. Warum? — Ich bin nicht Philosophin genug, um alle Warum's erklären zu können. Kurz, die Sache ist in Ansehung des Mannes entschieden; mein Eddelhold wird mir nicht zutrauen, daß mir der neue Rang wichtiger als der Mann seyn werde. Und der Jahrgehalt? — Auch das verzeihe ich Ihnen, daß Sie Sich jetzt vergessen konnten, das mit als Bewegungsgrund zu brauchen. — Sollte ich einst so unglücklich seyn, den Mann, den ich liebe, zu überleben: so hoffe ich mit Zuversicht, daß diese Trennung nicht so lange dauern wird, daß ich indeß eines Jahrgehalts bedürfte."

Diese letzte Erklärung, freylich wohl ein wenig Schwärmerey, aber Schwärmerey, deren nur eine schöne Seele fähig war, mit dem Ausdruck wahrer Empfindung aus dem Herzen gesprochen, und mit dem wärmsten Händedruck versiegelt — — obwohl einer von den alten Weisen, die bloß Kopf

seyn wollten — ich glaube Stoiker nannten sie sich — in dem Augenblicke noch gewußt haben würde, daß die Absicht seines jetzigen Besuchs sey, der Geliebten Lebewohl zu sagen, und für einen andern zu werben? Und wenn denn nun auch ein ächter Stoiker standhaft geblieben wäre; nun so war freylich Eddelhold, der es nicht blieb, kein Stoiker, aber ihr werdet ihn darum nicht minder lieben. Er war Jüngling mit liebevollem Herzen, hatte Muth genug gehabt, sein Liebstes der Pflicht aufzuopfern, seine Liebe dem Glück der Geliebten nachzusetzen, und glaubte jetzt berechtigt zu seyn, der Stimme seines Herzens zu gehorchen, ganz für seine Charlotte zu leben, ihr von neuen unwandelbare Liebe zu geloben, und zum Lohne für den sauern Kampf der Pflicht, auch von ihr ein gleiches Gelübde anzunehmen. „O da — rufte Eddelhold aus, wie er mir dieß erzählte — da verflossen uns Stunden wie Minuten, und eine jede Minute hatte den Werth eines schön verlebten Jahres!"

Aber wie nun dem Hofrathe den Erfolg seiner Gesandtschaft berichten? — Mußte er nicht besorgen, daß Bellin, dem er die Hand

der

der Freundschaft gab, ihn für einen Heuchler halten würde? —

„Wer keine Vorwürfe seines eigenen Herzens zu befürchten hat, sagte mein Vater, wem das Bewußtseyn der Rechtschaffenheit seine Brust stählt, der fürchtet keines Menschen Vorwürfe; der sieht jedem mit festem Blick in's Auge, hat Muth gegen Freund und Feind, wie ein junger Löwe. Und wer selbst ein rechtschaffener Mann ist, der wird die Sprache der Rechtschaffenheit bey andern nicht leicht mißverstehen!"

Eddelhold erzählte seinem Freunde offenherzig den ganzen Verlauf der Sache, und fand vollen Glauben; Bellin schied als Freund von ihm, und nach Verfluß von einigen Monathen erhielt Eddelhold durch Bellins Empfehlung eine, zwar mit vieler Arbeit, aber auch einer angemessenen Besoldung verbundene Amtmannsstelle, und Charlotte ward Frau Amtmännin. — — —

So weit die Geschichte ihrer Liebe bis zur Ehe, die ich größtentheils mit den eigenen

Worten meines biedern Freundes erzählt habe. Und daraus ergäbe sich denn:

Erstens, daß Eddelhold ein braver Jüngling und Charlotte ein braves Mädchen war;

Zweytens, daß sie sich wirklich liebten;

Drittens, sich um solcher Vorzüge willen liebten, die in der Ehe bleiben — die keine Krankheit ganz vernichten, und keine Diebe stehlen können;

Viertens, daß sie vor der Ehe sich schon Freunde waren; — „„Heil dem Manne, dem seine Gattin Freundin seyn kann!""

Fünftens, daß sie die erste Pflicht der Freundschaft edler Menschen — für das Nochbesserwerden des Freundes wie für sein eigenes zu sorgen — zu erfüllen wußten, und schön — mit zärtlicher Schonung und Achtung — erfüllten; und

Sechstens, daß Eddelhold in seinem Amte volle Arbeit fand; aber auch arbeiten konnte und wollte, und durch seine Arbeit gegen drükkende Nahrungssorgen und gegen böse Laune gedeckt war.

Lauter gute Zeichen, die auf eine glückliche Ehe deuten. Vergleicht man nun hiermit Eddelholds eigene Bemerkungen über seine Gattin, und sein häusliches Glück: so, glaube ich, beantwortet sich die oben aufgeworfene Frage von selbst.

VIII.

Eddelhold über seine Charlotte und seine häusliche Glückseligkeit.

„Meine Kinder jubeln mir, so oft ich nach einer kleinen Abwesenheit in mein glückliches Haus zurückkehre, entgegen. Es ist Verdienst meiner Charlotte. Ihr freundliches: der Vater kommt! ging auf meine Kinder über. Die Herren der Erde mögen einen glänzendern Einzug in ihre Städte halten, aber gewiß keinen freudigern, als ich in mein Haus, wo Weib und Kinder mich empfangen. —

Ihre Befehle an ihr Gesinde klingen wie Bitten, ihre Verweise wie guter Rath; aber ihre Befehle werden desto pünktlicher befolgt; ihr sanftes: Das habt ihr nicht gut gemacht; denn 2c. wirkt mehr, als die derbste Straf- und Schimpfpredigt mancher Korporalsfrau. — Ein

Schimpfwort habe ich noch nie von ihr gehört; was man freylich auch nie aus einem weiblichen Munde hören sollte. Bey'm Manne läßt sich's im Nothfalle mit seiner Hitze entschuldigen — mehr auch nicht als entschuldigen; aber ein hitziges zorniges Weib! — Siehe Jesus Sirach, Kap. 25. V. 23. — 26.

Sanftmuth ist der hervorstechendste Zug im Charakter meines Weibes, wie er das bey jedem Weibe seyn sollte. Nur drey Mal*) erinnere ich mich, über kleine Fehler des guten Weibes mit alter Jugendhitze aufgebraust zu haben: aber wie schnell entwaffnete sich durch eine Thräne, die sie verbarg, durch ihren flehenden Blick, durch ihr Bestreben, das Versehene zwiefach gut

*) Nur drey Mal! — Was die strengen Ehemänner nicht überlesen mögen. Freylich wehe dem Manne, dem ein Weib ohne Sanftmuth die Hölle schon auf Erden heitzt; aber riß nicht auch mancher durch Mißhandlungen seinem Weibe gewaltthätig die köstlichste Perle aus dem Kranze ihrer Tugenden? Man muß auch, wie Eddelhold, ein sanftes Weib zu verdienen, und ihre Tugend, wie er, zu würdigen wissen!

zu machen, meinen Zorn! Einmal sündigte ich doppelt, daß ich aufbrauste, und daß ich um ein Nichts aufbrauste. Ich erkannte mein Unrecht; und sie erstickte meine Abbitte mit ihren Küssen. Sanftmuth ist die köstlichste Perle im Kranze weiblicher Tugend! Wohl mir, ich habe ein liebes, freundliches, sanftes Weib! —

Diese Sanftmuth verläßt sie auch in Krankheiten und Leiden nicht. Ich möchte sagen: sie leidet schön. Freund, ich weiß diesen Vorzug um so mehr zu schätzen, je mehr ich ihn bey einer sonst guten Schwester vermißte. Ich liebte sie brüderlich: aber sie hörte auf liebenswürdig zu seyn — wenn ihr der Kopf weh that. Niemand konnte ihr dann was zu Danke machen; das kleinste Versehen reitzte sie zum Zorne, kalt stieß sie jede freundschaftliche Hand von sich, und für ihre Krankenwärterinnen mußte ich Geduld kaufen, sonst hätte es keine bey ihr ausgehalten. Ich habe nie nöthig gehabt, eine Wärterin meiner Charlotte durch Versprechungen und Geschenke zu ermuntern. Selbst rohe Geschöpfe fühlten sich durch die Güte und den freundlichen Dank der lieben sanften Dulderin belohnt. —

Ich kenne Weiber, die im Grunde so gesund, und vielleicht gesünder, wie meine Charlotte, dennoch immer kränkeln und klagen, und dadurch sich und ihrem Manne das Leben verbittern. Die Räthin S** kommandiert augenblicklich eine Krankheit her, so oft es ihrem Manne einfällt, ihr etwas abzuschlagen, oder sonst etwas zu thun, was dem armen preßhaften Weibe mißfällt. — Andere kränkeln und klagen, um bemitleidet zu werden, andere aus böser Laune, aus Liebe zur Bequemlichkeit, aus Einbildung, aus Gewohnheit u. s. w. Meine Charlotte weiß kleinere Schmerzen ohne Klagen zu besiegen, so wie größere mit Geduld zu ertragen.

Und dennoch ist sie das theilnehmendste Weib bey fremden Leiden, und die zärtlichste Trösterin und Pflegerin ihrer Lieben in Krankheiten.

Zwar muß ich gestehen, daß eben diese Zärtlichkeit sie zuweilen zu unzeitiger Nachsicht und Schonung gegen ihre Kinder verleitet: aber sie kämpft auch redlich, diese Fehler zu vermeiden. Zum Glück bedarf es der Strenge bey ihren Kindern nur selten. Dem Säugling flößte sie schon

ihre Sanftmuth ein, lächelte sie schon ihre Freundlichkeit in's Herz. —

Ich rechne es meiner Charlotte sehr zum Verdienste an, daß sie im ganzen Hause auf Reinlichkeit und Ordnung hält — ohne ängstliche Uebertreibung. Es giebt Häuser, in welchen nichts seinen angewiesenen Ort hat, wo man täglich mit Mühe und Zeitverlust das Verlegte oder Verworfene herbey suchen muß. Ich würde bey so liederlicher Wirthschaft meines Lebens nicht froh werden; aber gewiß auch eben so wenig da, wo die Ordnungsliebe bis zur Aengstlichkeit übertrieben wird — wo der Mann nach der Uhr wohnt, oder wo die Frau ein finstres Gesicht macht, wenn der Mann etwas zur Linken stellte, was zur Rechten stehen sollte. Und eben so verhält sich's mit der Reinlichkeit.

Sie ist eine gar schöne Tugend, und ein Weib ohne sie könnte übrigens noch so schön und noch so gut seyn, ihrer Schönheit würde dennoch aller Reitz fehlen, und ihre Güte selbst wäre zwar immer ein kostbarer Edelstein, aber — an dem der Rost naget.

Ein noch so vortreffliches Gericht, in einer schmutzigen Schüssel aufgetragen, erregt Ekel. Unreinlichkeit trieb manchen Mann aus seinem Hause, und er wurde in täglichen Gesellschaften ein Liederlicher und Verschwender. Aber gewiß hat auch manches Weib durch übertriebene Reinlichkeit erst des Mannes Freunde, und dann ihn selbst zum Hause hinaus gekehrt. Meine Freunde dürfen sich nicht scheuen, im schmutzigsten Regenwetter in meine reinen Zimmer zu treten, und es wird keine Miene verzogen, wenn sie ein Glas Bier oder Wein verschütten.

Bey einem meiner Collegen habe ich den größten Schmutz und die übertriebenste Reinlichkeit neben einander gefunden. Er bewohnt mit Weib und Kindern das schlechteste Zimmer im ganzen Hause, und das durch äußerste Vernachlässigung mehr einem Stalle als einer menschlichen Wohnung ähnlich geworden ist. Dafür aber haben sie ein sauberes Besuchzimmer, einen prächtigen Speisesaal, und noch für die Frau Gemahlin eine schöne Putzstube. Sie bekommen selten Besuch; nur Einmal im Jahre

werden Gäste im Speisesaale bewirthet; noch seltner hat die Frau Amtmännin Gelegenheit, eine gute Freundin in ihre Putzstube zu führen: und dennoch wohnen sie drey hundert fünf und funfzig Tage im Jahre so armselig, wie der geringste Bauer in ihrem Dorfe, um zehn Tage mit ihren nicht bewohnten Zimmern gegen Fremde und Gäste zu prunken. Das nenne ich doch für Andere leben! Und so wie ihre Zimmer, so haben sie auch ihr gutes Hausgeräthe nicht für sich, sondern für Andere. Die Frau Amtmännin hat das schönste Küchen- und Tafelgeräthe im größten Ueberflusse; aber der Herr Gemahl muß aus groben irdenen Schüsseln speisen, und auf schmutzigem Tischzeuge. — Nein, das heißt die Gastfreundschaft ein wenig zu weit getrieben. Willkommen ist uns der Gast, der freundschaftlich mit uns genießen will; meine Lotte giebt gern, was das Haus vermag: aber sie vernachlässigt um des Gastes willen ihren Mann nicht; sie weiß, daß ihr Mann eben so gern in einem reinlichen Zimmer wohnt, und aus saubern Gefäßen ißt und trinkt, als irgend einer ihrer Gäste. —

Und Reinlichkeit im Anzuge ohne Putzsucht! — Freund, könnte ich einen Ehestands-Katechismus für junge Weiber schreiben, und so schreiben, daß er gelesen würde: dieß sollte unter den zehn Geboten nicht das letzte seyn.

Die Uebertretung dieses Gebots hat viele unglückliche Ehen gemacht, obgleich die Unglücklichen oft selbst nicht wissen, wie sie um ihre Liebe und häusliche Glückseligkeit gekommen sind.

Die meisten halten sich an die nächsten Ursachen, die aber schon Folgen von einem Fehler waren, den sie für eine unbedeutende Kleinigkeit hielten.

Mir ist in dieser Rücksicht das Geständniß eines meiner Freunde, der gegenwärtig mit seiner Gattin ein sehr unzufriednes, unglückliches Leben führt, äußerst interessant gewesen. Ich war Zeuge ihrer ersten Liebe. Mehr liebte ich meine Charlotte nicht, mehr ward ich von ihr nicht geliebt, als mein Freund sein trautes Mädchen, als sein Mädchen ihn liebte. Beide waren sich einander werth. Mein Freund hatte

Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, und in guter Eintracht; sein Mädchen war schön und tugendhaft, und nicht ohne Geistesbildung. Auch hatte er, wie er sein Julchen heirathete, ein Amt, dem er mit Ehren vorstand, und so viel Einkommen, um eine Familie anständig versorgen zu können. Wer hätte nicht die glücklichste Ehe vermuthen sollen? und sie ward es nicht.

Julchen hatte bey vieler Güte den kleinen Fehler der Nachlässigkeit und Unsauberkeit im Anzuge, und der brachte sie um die Liebe ihres Mannes, um ihr häusliches Glück, und um manche Tugend. Kann man ihn noch für klein halten?

Das erste Jahr ihrer Ehe ging noch so ziemlich froh hin. Der junge Ehemann bemerkte den Fehler seiner jungen Frau, aber — als junger Ehemann. Ihre Vorzüge waren ihm weit überwiegend, und mit der Kleinigkeit, dachte er, würde sich's schon geben. Es gab sich nicht. Julchen wurde zum ersten Male Mutter, und nun wurde Uebel ärger. Ihr Mann machte ihr sanfte Vorstellungen; sie versprach was sie

nicht hielt. Ein zweyter Ehesegen folgte etwas schnell auf den ersten: jetzt glaubte Julchen für ihren kleinen Fehler, wenn es ja ein Fehler wäre, hinlängliche Entschuldigung zu haben. Wer kann, sagte sie, bey zwey kleinen Kindern immer geputzt gehen? „Aber liebes Weib, das fordre ich ja nicht; nur Reinlichkeit!“

„Ey nun, so abscheulich schmutzig gehe ich doch auch nicht!“

Der Mann ärgerte sich, die Frau schmollte.

„Du liebst mich nicht mehr; sonst würdest du mir eine so gerechte Bitte nicht abschlagen: und es kann dir an meiner Liebe nicht gelegen seyn; sonst würdest du dich nicht so sehr vernachlässigen. Du putzest dich, wenn du in Gesellschaften gehen willst, für andere; für deinen Mann ist dir alles gut genug!“ So machte er ihr täglich Vorwürfe, und ich glaube nicht mit Unrecht.

„Du liebst mich nicht mehr; sonst würdest du aus solchen Bagatellen nicht so viel Aufhebens machen!“ entgegnete seine Frau. Er warf ihr Unbiegsamkeit, Eigensinn, Trotz vor; sie ihm Despotismus. Ihre gemeinschaftlichen Spaziergänge unterblieben; es verging ihm die Lust

Stunden lang zu warten, bis sich seine Frau angekleidet hatte, oder es behagte ihr nicht, sich eines kleinen Spazierganges wegen anzukleiden. Gewöhnlich eilte er jetzt vom Mittagstische aus ihrem Zimmer, wo er sonst so gern noch ein Stündchen verweilt hatte. Es traf sich einige Mal, daß Freunde sie mit einem Besuche überraschten, und Madame war noch im reitzenden Neglige. Das trieb dem Herrn Gemahl das Blut in's Gesicht, und alle Achtung gegen sie ging verloren. Seine Vorwürfe wurden nun bitterer, und ihre Stirn härter.*) Allmählich entstand — wie das gewöhnlich der Fall ist — aus einer zunehmenden Vernachlässigung des Aeußern auch Vernachlässigung des Innern; der Sinn für das Schöne und Schickliche wurde immer stumpfer; sie erlaubte sich in Gegenwart ihres Gesindes, ihrer Kinder, und selbst ihres Mannes eine Sünde gegen die Schamhaftigkeit und weibliche

*) Ob aber der Herr Gemahl nicht selbst zum Theil an dieser Verhärtung schuld war? Tadelte er nicht vielleicht zu oft, und machte eben dadurch seinen Tadel fruchtlos? Tadelte er nicht vielleicht zu bitter?

Delikatesse nach der andern: und ihr Mann verachtete sie jetzt von ganzem Herzen, und — suchte außer dem Hause für sein häusliches Ungemach Schadloshaltung. —

Meine Charlotte ist vom frühesten Morgen an bis zum spätesten Abend sauber und nett gekleidet. Zu jeder Tagesstunde mag sie mit seinem Besuche überraschen wer will; so wie sie jetzt und täglich gekleidet ist, in ihrem schmucklosen, aber reinen Anzuge wird sie ihrem Gaste entgegen kommen und ihn bewirthen.

„Aber wie steht's denn mit der Hauswirthschaft? mit der Küche? ꝛc.“

Zu dienen, Madame, recht sehr gut. In der Küche hängt immer eine reine Schürze, steht immer ein Gefäß mit Wasser — durch diese simpeln Mittel weiß meine Frau Arbeitsamkeit und Reinlichkeit zu verbinden. —

Sie versteht sich gar herrlich darauf, manchen schönen Festtag zu machen, wovon nichts im Kalender steht; — was ihr die Herren Staatsökonomen verzeihen werden: denn die Hausfeste meiner Frau werden mit einem sehr geringen Auf=

wande von Zeit, Mühe und Geld gemacht; und es sollte mir nicht schwer werden zu beweisen: daß solche Feste — die guten Folgen gehörig in Anschlag gebracht, — sogar in ökonomischer Rücksicht verdienten empfohlen zu werden.

Der Vater wird gebeten den Kaffee, den er sonst auf seiner Studierstube trinkt, ein Mal mit Frau und Kindern gemeinschaftlich zu trinken, wird mit Jubelgeschrey in den Garten geleitet, und der Kaffee wird in der Laube aufgetragen — zum Frühlingsfeste!

Unvermuthet findet er im Speisezimmer ein paar ohne sein Wissen eingeladene Freunde — ein Fest:

Im festlichen Anzuge kommen seine drey ältesten Kinder, als Deputierte ihres jüngsten Bruders, ihn solenniter zur Feier seines Geburtstages einzuladen. Das Mahl ist so einfach wie gewöhnlich, aber das Zimmer mit einigen Lichtern illuminiert — ein Fest!

Wieder das Zimmer erleuchtet. „Und wem gilt das?" Dem Gedächtnisse aller guten Menschen. Jedes meiner Kinder erzählt,

was

was es von guten Menschen gehört oder gelesen hat. Der Vater muß dann jedem ein Glas Wein mit Wasser mischen, und allen guten Menschen zu Ehren, von denen heute etwas erzählt wird, mit Mutter und Kindern die Gläser anstoßen, und jeden unter oder über dem Monde hoch leben lassen! Ein Fest das seines gleichen sucht.

Neulich mußte ich, wegen außerordentlicher Arbeit, vierzehn Tage anhaltend in meiner Studierstube zubringen. Kaum Viertelstunden konnte ich täglich von meiner Arbeit abmüßigen; aber wie beeiferte sich mein gutes Weib mit ihren Kindern, mir diese Viertelstunden recht angenehm zu machen, mich zu zerstreuen und zu erheitern! Die Arbeit war nun vollbracht; Mittags war ich fertig, und festlich schön war mein Nachmittag im kleinen Kreise meiner Lieben, noch schöner mein Abend. „Heute sollten wir von Rechts wegen ein Mal in des Vaters Zimmer speisen. Dort wird er sich der vollbrachten Arbeit freuen, und wir freuen uns mit ihm.“ Der Vorschlag fand Beyfall, und

siehe, mein Arbeitszimmer war in einen kleinen Tempel der Freude umgewandelt; rings herum war es mit Immergrün bekränzt, und über dem Schreibepult hing ein Lorbeerkranz mit der Inschrift:

Dem guten Gatten
und guten Vater
dankbar gewunden
von seinem Weibe
und seinen Kindern
für welche er so thätig arbeitet.

Gott erhalte Ihn uns gesund!

Welcher Lohn für erfüllte Pflicht, welche Aufmunterung zum Fleiße, zur Arbeitsamkeit für die Zukunft! Wie süß arbeitet sich's nicht für Weib und Kinder! —

Für Liebende im Maymonath der aufblühenden Liebe hat alles, was des Geliebten Hand oder Fuß berührte, unaussprechlichen Werth.

Der süße Zauber schwindet in der Ehe; und was kann ich der geben, die, sobald sie mein Weib ist, auf alles, was ich besitze und erwerbe, gleiche Ansprüche, gleiche Rechte hat? Ich selbst habe mich ihr, sie hat sich mir ganz hingegeben, da ich ihr Mann, sie mein Weib wurde. Aber es läßt sich doch das entgegen gesetzte Extrem vermeiden: alles kalt zu thun, weil, und gerade nicht mehr als man muß, und alles für Schuldigkeit anzunehmen. Kleine an sich unbedeutende Gaben können Werth erhalten durch die Art und Weise, wie man giebt; und ist es kein Verdienst, wenn meine Gattin thut, warum ich sie bat, so ist es doch Verdienst, wenn sie meine Wünsche errieth, wenn sie den kaum errathenen Wunsch, wo möglich, erfüllte, wenn sie mir einen Alltag zum Festtag macht, und wenn sie meine gleiche Aufmerksamkeit für sie mit so freundlichem Dank belohnt. In eigener hoher Person habe ich noch im vorigen Frühling die ersten Veilchen für meine Lotte gepflückt; und meine Lotte hätte mir für den kostbarsten Schmuck nicht herzlicher danken können, als sie mir für einen

Veilchenstraus dankte. Man habe nur den guten Willen, dem Gatten Freude zu machen, und ein Herz, das sich glücklich fühlt, wenn es glücklich machen kann; so giebt sich das Uebrige von selbst!" —

IX.

Ueber Spiele, vorzüglich Kartenspiele.

Wenn sich ein Mann zum Würfeln herab läßt, so geschieht's gewiß nur auf wenige Minuten zum Spaß. Die so genannten Hazardspiele in der Karte — sollten sie wohl vor den Würfeln Vorzug haben? Mir wenigstens bleibt es unbegreiflich, wie ein Mann, der an Kopf und Herz unverwahrloset ist, der denken kann, und nicht bloß aus niedriger Gewinnsucht spielt, an einem Hazardspiele Vergnügen findet, das der dümmste Feuerländer, so bald er nur die Karten kennt, in sechs Minuten erlernen und mitspielen könnte. Ich möchte doch nicht behaupten: daß alle die, oft feinen Leute, die ich Stunden lang solche Hazardspiele mit Theilnehmung spielen sah, aus niedriger Gewinnsucht spielten! —

Spiel um Geld ist immer ein gefährliches, für Ruhe, Glückseligkeit und Sitten gefährliches Spiel. Der Grundsatz: Im Spiele muß man keinen Dreyer schenken; führt oft zu schmutzigem Geitze, und viel Glück im Spielen macht Verschwender und Liederliche.

Man kann bey'm Spieltische nicht bloß sein Geld und seine Gesundheit, man kann auch Kopf und Herz verlieren!

Ich habe gesehen, daß Männer, welche sonst nach strengster Ehrlichkeit handelten, sich im Spiele Vortheile erlaubten, die unmöglich mit den Grundsätzen des ehrlichen Mannes bestehen können; besonders bey'm Verluste, und gegen den Gewinner. Das Schuldigbleiben und Vergessen gar nicht einmal gerechnet, weil es ja möglich ist, daß sie es wirklich vergaßen — nur daß manche gar zu leicht und zu oft vergessen! Wer bey'm Spiele, mitten im Verluste, dennoch auch die, von Andern vergessene, kleine Schuld, die er nach den Gesetzen des Spiels bezahlen muß, immer pünktlich bezahlt, dessen Ehrlichkeit ist im Feuer bewährt gefunden. Zuverlässig geht aber auch manche Ehrlichkeit in

der Probe verloren, und kleine Unredlichkeiten im Spiele begangen, gehen unmerklich auch in andere Handlungen über.

Es scheint mir beynahe ein Wunder, wenn ein professionierter Spieler ein ehrlicher Mann ist. Doch ist der Bärenführer ein nützlicheres Mitglied der menschlichen Gesellschaft, als, selbst ein ehrlicher Spieler, der sich vom Spiele nährt.

Es muß ein vernichtender Gedanke für den Greis seyn: sein Leben verspielt zu haben!

Aber dawider hat meine Moral nichts, daß ein Biedermann zuweilen auf ein paar Stunden ein solches Spiel in der Karte mitspielt, worin Mannigfaltigkeit und Verwickelungen Statt finden, und wo das blinde Glück doch nicht ganz allein entscheidet. Ein Mann, der viel, und mit vieler Geistesanstrengung arbeitete, bedauerte, daß er allen Geschmack am Spiele verloren habe: weil es ihm sonst oft eine wohlthätige Zerstreuung und Erholung gewährt hätte. Man behauptet zwar, sprach er, daß uns armen Gelehrten, die wir ohnehin zu langem Sitzen am Schreibepulte verurtheilt sind, dergleichen Spiele, die sitzend gespielt werden, mehr nach-

theilig als nützlich wären: aber vorausgesetzt, daß der fleißige Gelehrte die nothwendige Bewegung sonst nicht verabsäumt, so ist ihm das Ausruhen am Spieltische gewiß nicht nachtheilig, vielmehr zuverlässig wohlthätig, in wie fern es ihn von fortgesetztem ernsten Nachdenken abhält, und eine angenehme Zerstreuung gewährt. Oft habe ich nach einem arbeitsvollen Tage in Gesellschaft Erholung gesucht, und fand peinigende Langeweile, wenn man etwa von Nichts und wieder Nichts sprach; oder wurde in eine ernste Unterredung verwickelt, die mir jetzt gerade zur Unzeit kam, und meinen Zweck, warum ich heute in Gesellschaft ging, vereitelte. Eine leichte Beschäftigung, die uns von ernstem Nachdenken abhält, die uns zerstreuet und erheitert, ist niemanden mehr zu rathen, als dem Manne, der mit vieler Geistesanstrengung arbeitet, und der es so selten über sich vermag, Feierabend zu machen, wenn er es sollte. Freylich muß er aber ohne Leidenschaft und nicht lange spielen, und muß das Spiel mit Leichtigkeit übersehen können, damit es ihm nicht zur neuen Arbeit wird. Es giebt Männer, welche bey aller ihrer Gelehrsamkeit

nicht im Stande sind, ein Spiel, in welchem einige Verwickelung ist, ohne Mühe und Geistesanstrengung zu spielen. Diese möchten schwerlich am Spieltische Zerstreuung und Erholung finden.

Also unter den Bedingungen darf ein Biedermann spielen. Dennoch würde ich jedem den Rath meines Vaters empfehlen:

„„Bestimme jährlich von deinen Einkünften eine kleine Summe, die nicht mehr betragen darf, als du nach Maßgabe deines Vermögens, ohne dir und den Deinigen die Befriedigung eines Bedürfnisses, oder auch nur ein sonst genossenes Vergnügen zu versagen, füglich verschenken, oder mit dem ersten besten Freunde in Champagner vertrinken könntest, zur Spielkasse; mit dem festen Entschlusse:

1) Den etwanigen Gewinnst schlechterdings nicht für dich, oder die Deinigen zu verwenden;
2) Für den Rest des Jahres, in welchem die Kasse gesprengt wurde, nicht wieder zu spielen.

Man wird dann nicht leicht im Spiele sündigen, noch durch das Spiel zum Sünder werden,

man wird ohne Leidenschaft und ohne Eigennutz, nicht zu hoch, nicht zu lange, nicht zur Unzeit spielen.

Wer die gegebene Bedingung nicht erfüllen kann, sollte, wenn er ein ganz ehrlicher Mann bleiben will, nie um Geld spielen!"

X.

Tadle deinen Freund, wenn du ihn zum Feinde haben willst.

Ich bin so glücklich mehr als Einen Freund zu haben, und das nicht etwa bloß im weitläuftigsten Sinne des Worts, wo das Freund nicht mehr sagen will als, ein guter Bekannter, der etwa ein Mal mit uns an Einem Tische gegessen und getrunken hat. Nie nannte ich aber einem Freunde zu Gefallen schwarz weiß — wer würde auch nicht das schon für Beleidigung gegen seinen Freund halten, wenn er nur glauben könnte, daß er ihm damit etwas zu Gefallen thäte! — nie billigte ich, was ich nicht billigen konnte; vielmehr tadelte ich offenherzig, was ich tadelnswürdig fand, weil ich das für Pflicht hielt, und ein Gleiches von meinem Freunde erwarte und fordere: und ich habe noch nie durch meinen offenherzigen Tadel einen Freund verloren, oft aber Dank und herzlichen Händedruck dafür erhalten.

Was wäre auch eure Freundschaft, wenn ihr nicht gern eurem Freunde wohlthun wolltet? Oder ist's euch nicht Wohlthat: edler und besser zu werden?

Das ist nun Einmal eine ziemlich allgemeine Erfahrung, daß wir Augen haben wie die Falken, um die Fehler andrer zu erkennen, aber eine Binde vor den Augen, die uns hindert, unsere eigenen Fehler zu sehen. Sehen müssen wir sie doch aber, um sie ablegen zu können; und daß wir sie nicht ablegen wollten — das wäre doch wahrlich nicht freundschaftlich von unserm Freunde, wenn er so schlecht von uns dächte!

Du würdest es deinem Freunde übel nehmen, wenn er dich ließe mit einem schwarzen Fleck im Gesicht, oder auch nur auf dem Kleide, über die Straße gehen, da er ihn doch bemerkt hätte: und es sollte verzeihlicher seyn, wenn er deine Seele durch einen häßlichen Fleck verunstaltet sähe, und dich nicht aufmerksam darauf machte? Dank also dem Freunde, der uns die Binde von dem Auge reißt, die uns hinderte, unsere Fehler zu erkennen, und uns zu bessern.

„Wer nun aber nicht gebessert seyn will?"

Nun den würde ich bitten: Suche dir einen andern Freund! Doch, glaube mir, der Fall ist äußerst selten, daß jemand nicht gebessert seyn wollte, — er müßte sich denn schon für unverbesserlich gut halten. Das ist freylich eine gefährliche Krankheit; allein eben so gefährliche Krankheiten sind doch selten; und, wie gesagt, wer so krank wäre, und die Hülfe des Arztes ausschlüge, der taugte schlechterdings nicht zur Freundschaft.

Hast du aber mit deinen Freunden schon den Versuch gemacht? hast du wirklich durch gut gemeinten Tadel schon einen Freund verloren, dessen Verlust dich schmerzte? Du weißt, daß man oft Gemeinsprüche auf Treu und Glauben, ohne eigene Prüfung und Erfahrung nachspricht, besonders wenn sie eine Klugheitsregel enthalten, oder enthalten sollen — wer wollte nicht gern das Ansehn eines klugen Mannes haben! Hast du also wirklich diese unangenehme Erfahrung mit einem Freunde selbst gemacht: hundert gegen Eins! so lag die größere Hälfte der Schuld — an dir.

„Nun ja! weil ich ihn tadelte.“

Nein; weil du ihn nicht auf die rechte Art, nicht so recht freundschaftlich tadeltest; oder weil du ihn mißverstanden hast.

„Mißverstanden?"

Eine angenehme Empfindung kann es doch nicht seyn, häßliche Flecken an sich wahrzunehmen?

„Das freylich nicht!"

Je mehr man auf Reinlichkeit hält, desto unangenehmer muß jene Wahrnehmung seyn.

„Natürlich!"

Also gerade bey edlern Menschen muß diese Wahrnehmung von Fehlern, besonders wenn sie damit überrascht werden, desto schmerzlicher seyn?

„Nun — ja!"

Und wenn du ihnen nun mit Einem Male den Spiegel vorhältst, in welchem sie diese Fehler wahrnehmen, und dadurch unzufrieden mit sich selbst werden — kannst du wohl erwarten, daß sie mitten in dieser unangenehmen Empfindung sogleich sich sammeln, mit ruhiger Vernunft deine gute Absicht anerkennen, gleich merken sollen, daß du ihnen weh thatst, um ihnen wohlzuthun,

gleich überlegen, daß dieß das Mittel zu ihrer Besserung sey — und von der kalten Ueberlegung eben so schnell zum warmen Dank gegen dich überspringen sollen?

„Das wäre freylich zu viel gefordert!"

Siehe, und so viel fordert man wohl zuweilen aus gänzlichem Mangel an Kenntniß des menschlichen Herzens, und des Ganges seiner Empfindungen. Wir tadeln den Freund, zeigen ihm Fehler, die er natürlich nicht gern an sich sehen kann; das schmerzt. Die Seele sträubt sich gegen diese unangenehme Empfindung, er vertheidigt sich, hat vielleicht Recht sich zu vertheidigen, da wir aus Irrthum leeren Gerüchten nachsprachen, oder uns selbst in unserer Bemerkung getäuscht hatten, oder doch den Fehler größer darstellten als er wirklich war; er vertheidigt sich also, und, eben so natürlich, da es Sache seines Herzens ist, mit einiger Hitze. Das verdrießt uns; wir werden auch hitzig, vielleicht bitter, lassen den Thoren, wofür wir ihn jetzt halten, laufen, lassen in ihm die Empfindung der Bitterkeit unsers Tadels zurück, die ihn verhindert unsere gute

Absicht zu erkennen — und die Freundschaft ist abgebrochen.

Forderten wir nichts Unmögliches, nichts Unnatürliches vom Menschen, ließen wir die erste Empfindung seines Schmerzes oder seines Unwillens vorübergehen, ließen wir ihm Zeit zum Denken; gewiß er würde die Güte unserer Absicht anerkennen, und uns dafür danken.

Die Wahrheit: Wer mir meine Fehler zeigt, damit ich sie ablege, und mich bessere, meint es gut mit mir! dringt sich dem Verstande auf, so bald nur erst der Nebel der Empfindungen, der seine freye Wirkung hinderte, zerstreut ist.

Freylich kömmt auch außerordentlich viel, und fast alles auf die Art und Weise an, wie wir tadeln.

Daß man nicht mit Hitze, oder gar mit Spott und Bitterkeit tadeln müsse, versteht sich von selbst, da es ja freundschaftlicher Tadel seyn soll; und überhaupt versteht sich das meiste von selbst, wenn es nur erst mit der Absicht: seinen Freund zu tadeln, um ihm wohlzuthun, um ihn zu bessern; immer seine Richtigkeit hat. Die Befolgung der simpeln

Regel: Behandle deinen Freund, wie überall, so auch dann, wenn du ihn pflichtmäßig tadeln mußt, so, wie du wünschest, daß er dich behandeln möge! wird uns selten — beym weisern Freunde nie — unsern Zweck verfehlen lassen. Zwar folgt daraus keinesweges, daß der Freund die übrigen Regeln der Lebensklugheit, aus Menschenkenntniß und besonderer Kenntniß seines Freundes geschöpft, vernachlässigen dürfe. Er wird und muß alle Mittel, die zur bessern oder sichern Erreichung seines Zwecks dienen, anwenden, so weit er sie kennt, oder kennen lernen kann. Er wird z. B. nie den Tadel seines Freundes in derselben Stunde mit Gegentadel erwiedern; nie ihn im Tadel eine gewisse stolze Ueberlegenheit fühlen lassen — im Tone des Lehrmeisters gegen den Schüler; nicht Predigten halten, wo ein hingeworfenes Wort eben so viel und mehr wirken kann; nicht zur Unzeit tadeln, wo er merkt, daß sein Freund in übler Stimmung ist — überhaupt alles thun, was den ersten, immer unangenehmen, Eindruck des Tadels mildern kann.

Doch, wie gesagt, Güte der Absicht und ein wahrhaft wohlwollendes freundschaftliches Herz machen hier die Hauptsache aus.

Wer mit diesem Herzen tadelt, wird nicht leicht durch seinen Tadel einen Freund verlieren, dessen Verlust ihn schmerzen könnte!

XI.

Ueber Menschenliebe.

„„Es war ein schrecklicher Wahn, der den Ewigen, den Schöpfer und Vater aller Menschen, aller Erschaffnen, zum eingeschränkten Nationalgotte, und wohl gar zum blutgierigen Moloch, welcher Menschenopfer forderte, herabsetzte; der Wahn, der Menschen gegen Menschen mit Grausamkeit bewaffnete, weil diese nicht auf dieselbe Art, in denselben Formeln, wie jene Menschen, ihren Gott verehrten! „Wer nicht glaubt, was wir glauben, was wir von Jugend auf zu glauben gelehrt wurden; das, was wir für Gottesdienst halten, nicht auf dieselbe Art verrichtet, wie wir's verrichten; gewisse geheimnißvolle Worte nicht so ausspricht, wie wir sie aussprechen; nicht in unserm Tempel, eben so wie wir, kniet, betet, opfert: den hat die Gottheit in ihrem Grimme verflucht, der ist ewig ver-

dammt — und wie sollten wir nicht den Feind unsers Gottes auch als unsern Feind ansehen, ihn hassen und verfolgen — ihm sein kurzes Erdenleben, das Einzige was der Elende hat, verbittern, weil er doch dort, um seines Glaubens willen, ewig leiden muß!" Es war ein schrecklicher Wahn! Dank den Weisen und Guten, welche die Blutaltäre des Molochs zertrümmert, Gottesverehrung, rein, wie sie Jesus lehrte, Verehrung des Vaters aller Menschen, ausgebreitet, und Menschenliebe, ohne Rücksicht auf Volk, Gebräuche, Meinungen, Glauben — allgemeine Menschenliebe gepredigt haben!

Möge ihre Predigt überall, wo Menschen wohnen, gehört, überall angenommen, richtig verstanden und befolgt werden!

Aber eben mit dem richtig verstanden und befolgt werden ist's noch bey weiten nicht so, wie es seyn sollte. Noch ist bey vielen die allgemeine Menschenliebe, oder vielmehr das Vorgeben von allgemeiner Menschenliebe, nichts als ein schönes Aushängeschild, das viel verspricht und wenig hält, eine schöne Redensart,

wobey man nichts oder etwas sehr Unrichtiges denkt, ein Dünkel von Aufklärung, womit man seiner Eitelkeit schmeichelt, und — womit man sogar wirkliche Lieblosigkeit, Härte und Ungerechtigkeit, deren man sich im Betragen gegen andere, wo man eben am ersten Gelegenheit hätte, seine gepriesene Menschenliebe in Ausübung zu bringen, schuldig macht.

Niemanden habe ich mehr über allgemeine Menschenliebe deklamieren hören, als einen gewissen Herrn von L**, einen meiner ehemaligen Collegen; und, was noch mehr sagen will, es gab Fälle, wo er wirklich den Forderungen der Menschenliebe gemäß, nur nicht aus Menschenliebe handelte. Er war es, der mit Feuereifer gegen den schmählichen Leibzoll sprach, womit man die Juden belegte; er betrieb es am thätigsten, daß der in unserm Lande so sehr unterdrückten Religionspartey ihre Menschen- und Bürgerrechte wieder hergestellt wurden; und das neue Krankenhaus hat Er erbauen lassen. Aber eben derselbe Herr von L** ist ein Tyrann in seinem Hause, ist ein Unmensch gegen seine Bauern. Die Armen zittern, so oft ihnen die Nachricht

wird: ihr Herr werde sie besuchen; wiewohl der Besuch nie ihnen, sondern seinen Hirschen und Hasen gilt.

Herr von L** (ich kenne ihn zu gut, als daß ich befürchten dürfte, ihn ungerecht zu beurtheilen) ist ein ehrgeitziger Mann, spielt aus Ehrgeitz die Rolle des Aufgeklärten, spricht und handelt auch wohl zuweilen, mit prunkendem Geräusch, seiner Rolle gemäß, spricht und handelt deßwegen, wenn es bemerkt, wenn seinem Ehrgeitze dadurch geschmeichelt wird, mit scheinbarer Menschenliebe: aber sein Herz weiß nichts von Menschenliebe. L** hat seines gleichen zu Tausenden — die nur weniger bemerkt werden, weil sie nicht die Macht, nicht das Vermögen haben, ihrem Ehrgeitze so stattliche Opfer zu bringen — zum Glück aber auch nicht die Macht, in geheim so viel Böses zu thun.

„Mancher spricht vielleicht nur deßwegen so viel von Pflichten der Menschenliebe gegen Menschen, welche durch Weltmeere von ihm getrennt sind, oder welche doch ganz außer seinem Wirkungskreise liegen, und wo er also nicht leicht in die Versuchung kommt, bey'm Worte gehalten

zu werden; um sich mit Ehren von den Pflichten gegen die Menschen, mit welchen er in näherer Verbindung lebt, und die ihn bey'm Worte halten, die von seiner schönen Rede Beweise fordern könnten, los zu machen. — So giebt er leere Worte für Thaten, und brüstet sich mit Tugenden, die er jenseits des Meeres, wo er hoffentlich nicht hinkommen wird, ausüben wollte, und die er hier, wo er sie ausüben könnte, verabsäumt."

Dieß scheint ein hartes Urtheil, dennoch ist es das Urtheil eines Menschenkenners, und ich besorge, es enthält Wahrheit. Wenigstens um etwas gemildert — etwa die durchdachte Absicht abgerechnet, gilt es gewiß von vielen unserer Zeitgenossen, besonders von unsern jungen Kraftmännern.

Sie wollen die Welt umfassen, und übersehen das Fleckchen Erde, auf welchem sie stehen; verlieren in dem All der Menschheit den Menschen um und neben sich; wollen dem ganzen Menschengeschlechte angehören, und gehören keinem Menschen an — gerade so wie die Allerweltsfreunde nicht selten ganz ohne Freunde sind.

So einen Weltumfasser, ohne thätige Menschenliebe, hatte ich, doch nur auf kurze Zeit, an dem jungen Grafen M** in meiner Pflanzschule. *) Man hätte, wenn man ihn reden hörte, wünschen sollen, das Schicksal möchte ihn zu einem Königsthrone bestimmt haben, damit er ein ganzes Volk beseligen könne. Auf einer kleinen Reise, die ich mitten im Winter in Geschäften machte, lernte ich aber den vollherzigen jungen Mann von einer ganz andern Seite kennen.

Wir begegneten uns einander auf offener Straße, ließen, Trotz des Sturms und des Schneegestöbers die Pferde anhalten, und begrüßten uns aus dem Wagen. — Der Graf saß allein in seinem Wagen; ich hatte in dem meinigen den Rath Schulz bey mir. — Während des Grußes und Gegengrußes bemerke ich, daß des Grafen Bedienter auf dem Bocke sich wie ein Wurm krümmte, und seinen Kopf an den Kutscher anschmiegte, der mitleidig seinen Arm um ihn herumschlang.

*) Siehe N. XIV. S. 119. des ersten Bandes.

„Herr Graf, was fehlt Ihrem Bedienten?“

„Der arme Kerl hat wieder einen heftigen Anfall von Kolik; er ist dem Uebel oft unterworfen.“

„Graf! und Sie lassen den kranken Menschen in der Kälte draußen sitzen? — Wollen Sie ihm nicht erlauben, daß er sich mit in meinen Wagen setzen darf? Der Herr Rath wird so gern als ich, einem kranken Menschen eine Stelle neben sich gönnen.“

Wie der Mann die Augen aufriß! Es war ihm nur nicht eingefallen, daß sein Bedienter auch ein Mensch sey. Der Graf war im Grunde ein ungleich besserer Mann, als der Herr von L**, dessen ich vorher erwähnte; jener täuschte mit seinem Vorgeben an Menschenliebe absichtlich andere, dieser täuschte sich selbst — Er war zu wenig zum Menschen, zu sehr zum Grafen erzogen worden, sein Blick hatte von Jugend auf eine falsche Richtung bekommen, und sein überspanntes Kraftgefühl erhält ihn in dieser falschen Richtung. Indessen warne ich dich nicht vor dem Betruge eines L** — wehe mir und dir, wenn ich diese Warnung nöthig hätte! —

wohl aber vor der Selbsttäuschung des Grafen; vor mißverstandner, oder fälschlich angewandter allgemeiner Menschenliebe.

Sohn! ich hoffe mit Zuversicht, daß du nie einen Menschen um seiner Abstammung, seines Volks, seines Glaubens willen hassen, oder auch nur minder lieben werdest; daß es dir vielmehr immer genug seyn werde, zu wissen: das ist ein Mensch, der deiner Hülfe bedarf; um, wo du kannst, ihm gern nnd willig zu helfen. Aber wo wirst du nun mit den Beweisen deiner Menschenliebe — und beweisen, durch Thaten beweisen, so weit deine Kräfte reichen, mußt du sie doch, wenn es dir anders damit Ernst ist — wo wirst du damit anfangen, wo zunächst Gutes wirken, als in dem Kreise, den dir Amt und Beruf vorzeichnen, unter denen Menschen, mit welchen du in näherer Verbindung lebst?

Du wirst mich nicht mißverstehen. Deine Menschenliebe soll nicht auf dein Haus, oder dein Dorf so eingeschränkt seyn, daß die Menschen jenseits dieser Grenzen dir fremd würden. Kein Mensch darf als Mensch dir ein Fremder

seyn. Wer deiner Hülfe bedarf, ist dein Nächster. Wir alle machen nur Eine große Familie aus, und jedes Mitglied aus der großen Familie, weiß oder schwarz, in Deutschland oder in dem neu entdeckten fünften Welttheile, hat eben deßwegen, weil es zur Familie gehöret, Ansprüche auf deine Bruderliebe. Dieß ist und bleibt eine große heilige Wahrheit, und es ist gut und heilsam, sie oft zu denken, oft zu erneuern, und dem Herzen näher zu bringen. („Seyd umschlungen, Millionen! diesen Kuß der ganzen Welt!") Und wenn du nun in den Fall kämst, einem deiner Menschenbrüder jenseit des Oceans deine Bruderliebe thätig erweisen zu können, nun so ist es keine Frage, daß du sie ihm so wohl, als deinem nächsten Nachbar erweisen mußt. Gesetzt, daß du mit derselben Gabe, mit welcher du deinem nächsten Nachbar einen Festtag verschönern wolltest, den Pilger aus fernem Lande vom Hungertode erretten könntest: so wäre wieder keine Frage, welchem von beiden du deine Gabe mittheilen müßtest. Und hättest du Kräfte und Gelegenheit, einem ganzen Lande wohl zu thun,

und ließest diese Gelegenheit ungenutzt, diese Kräfte ungebraucht, wolltest aus bloßem Eigensinn, oder aus Liebe zur Bequemlichkeit, nur für dein Dorf leben, so verdientest du den gerechtesten Tadel des Menschenfreundes. Oder wenn es dir gar einfiele, nach der Moral der Großwesire, den Mitbewohnern deines Dorfs auf Unkosten anderer, etwa dadurch wohl thun zu wollen, daß du das Sumpfwasser von ihren Aeckern und Wiesen ab, und auf die Aecker und Wiesen ihrer Grenznachbarn leitetest: so handeltest du nach einer Moral, vor welcher dich deine gesunde Vernunft und dein Herz bewahren wird. Aber was würdest du im Gegentheile von dem Menschen halten, der die Ausübung seiner Menschenliebe auf den Fall verschieben wollte, daß der liebe Gott ihm ein Mal einen armen Wanderer aus fernem Lande in's Haus schickte? der seinem Nachbar, seinem Freunde Hülfe und Beystand versagte, weil es im Auslande Menschen gäbe, welche vielleicht noch unglücklicher wären als sie? oder der das Gute, das er in seinem kleinern Wirkungskreise thun könnte, deßwegen nicht thäte,

weil dieser Wirkungskreis für ihn und seine Kraft viel zu klein wäre, weil er einen ungleich größern ausfüllen könnte; der, weil er Kraft genug zu haben wähnte Tausenden zu helfen, es nicht der Mühe werth hielte, einem einzelnen Menschen Hülfe zu leisten? —

„Laß uns eilen unsere Pflanzen zu begießen; sie verdorren uns, wenn wir länger säumen! Werden wir früher fertig, so wollen wir dann auch unserm guten Nachbar helfen.“ So sprach ein biedrer Landmann zu seinem Sohne.

„Laßt's seyn mit dem Gießen!“ antwortete der Jüngling. „Einen Regen brauchen wir, einen Regen für's ganze Land!“

„Wohl wäre der zu wünschen! Aber ehe er kömmt, möchte es um unsere Pflanzen gethan seyn, wenn wir sie indeß nicht fleißig begießen.“

„Unsere paar Pflanzen! Was will das sagen gegen die Pflanzen im ganzen Lande, gegen die Saaten und andere Gewächse, die die Sonnengluth alle versengen wird, wenn nicht bald ein guter Regen kömmt? O was ich mich freuen würde, wenn ich im Stande wäre,

das ganze Land so mit Einem Male durch einen wohlthätigen Regen zu erquicken!"

„Das sollte mich selbst freuen. Da wir nun aber das nicht können, so laß uns thun, was wir können. Komm, laß uns unsere Pflanzen begießen, und dann unserm Nachbar helfen!"

Mache es nicht wie dieser Jüngling, befolge vielmehr die Lehre seines weisern Vaters. Und wahrlich! die Welt würde sich wohl dabey befinden, wenn ihm jeder folgte.

„Ach! es ist noch gar zu viel in der Welt zu bauen und zu bessern!" Wohl wahr; nur wird durch bloßes Klagen nichts gebessert. Soll's besser werden, so müssen wir uns brüderlich, jeder nach dem Maße seiner Kraft, in die Arbeit theilen. Wollen alle alles thun, so bleibt's ewig beym Wollen, und nichts wird vollbracht werden.

„Wenn ich an jenem Posten stände, wenn ich die Macht hätte, die jener hat; o wie viel Gutes wollte ich für die Welt thun!"

Ein schöner Vorsatz! Sollen wir aber überzeugt werden, daß es dir damit Ernst sey; so beweise es dadurch, daß du an dem Posten, an

welchem du jetzt stehest, mit der Kraft, die du jetzt hast, so viel Gutes thust, als du gegenwärtig thun kannst. Füllst du den kleinern Kreis nicht aus, wie wirst du den größern ausfüllen?

So lange dein Nachbar hülflos leidet, dessen Leiden du zu mindern im Stande bist, so lange ist dein Vorgeben von allgemeiner Menschenliebe ein leeres Geschwätz, Betrug oder Selbsttäuschung!

XII.

Ueber große und kleine Tugenden.

Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der Menschenliebe scheint mir es mit den so genannten großen Tugenden — heroischen Tugenden, Heldentugenden — zu haben; in wie fern diese andern Tugenden entgegen gestellt werden, zu deren Vollbringung, wie man oft fälschlich glaubt, weniger Geisteskraft — Energie, Seelenstärke — erfordert wird; und die man deßwegen kleinere Tugenden nennt.

Nun ist es zwar unläugbar, daß der gerechte und standhafte Mann, den weder Versprechungen noch Drohungen, weder Ehrenbezeigung noch unverdiente Beschimpfung, weder Glück noch Unglück in seinem festen Sinn erschüttern, nichts der Tugend und seiner Pflicht ungetreu machen kann; der, wo die Pflicht ruft,

keine Gefahr scheut, jede Freude jeden Lebensgenuß, seine liebsten Wünsche, seine schönsten Hoffnungen der erkannten Pflicht willig aufopfert, willig jedes Leiden, das sie ihm auflegt, übernimmt, ohne Murren es erträgt, und, gebietet sie, selbst sein Leben ihr zum Opfer darbringt; — ganz unläugbar ist es, daß ein so gerechter und standhafter Mann die höchste Achtung verdient, die ein Mensch dem edlern Menschen, ein Geist dem höhern Geiste erweisen kann, und daß also Tugenden, durch welche man sich diese Achtung verdienet, mit Recht auf den vorzüglichsten Rang unter den Tugenden — wenn man nun ja Einmal Rangordnung unter den Tugenden annehmen will — Anspruch machen dürfen.

Wie aber, wenn man nun aus diesem Bilde die Züge, die eigentlich und *allein* den moralischen Werth ausmachen, die Züge von *Gerechtigkeit*, von *Handeln aus Pflicht*, auslöscht, oder doch in den Hintergrund stellt? den *gerechten* Mann nur mitnimmt, im Grunde aber doch bloß den *standhaften* Mann meint? die *Güte* der Handlung *gelten* läßt, aber

zunächst doch nur die Größe, die ungewöhnliche Aeußerung von Kraft, oft ganz ohne Rücksicht auf den beabsichtigten Zweck, oder doch ohne Rücksicht auf einen moralischen Zweck, mit lautem Lobe bewundert? wenn man einzelne Aeußerungen dieser Kraft, einzelne Handlungen für die Tugend selbst nimmt, mit diesen einzelnen Handlungen, die man vollbrachte, oder vielleicht erst vollbringen will, sich schon im Besitze der großen Tugenden glaubt, und in dem erträumten Besitz es kaum der Mühe werth hält, auch die kleinen alltäglichen Tugenden in Ausübung zu bringen — so ist man doch, auf das gelindeste gesagt, in einem Wahne, der für die sittliche Vervollkommnung, und selbst für die Glückseligkeit des Menschen wahrlich nicht unbedeutend ist. Und dieser Wahn ist gemeiner als es manchem scheinen dürfte.

„Aber sollte nicht auch eine einzige große gute That, zu deren Vollbringung vorzügliche Kraft, Muth, und Stärke des Willens erfordert wird, den Werth von tausend andern alltäglichen Thaten

haben, die man mit alltäglichen Kräften verrichten kann?"

Ich glaube das, unter gewissen Bestimmungen, selbst. Nur möchte es uns oft schwer fallen, nach diesem Maßstabe die Größe einer That abzumessen.

Dem einen wird etwas sehr leicht, was dem andern schwer ist, ohne daß man deßwegen immer mit Zuverlässigkeit behaupten könnte, daß der, dem es leichter wird, darum mehr Kraft habe, als der andere — vielleicht oft das Gegentheil. „Ich sah die sanfte Weiblichkeit Lasten tragen, an denen der männliche Muth ermatten würde!" Wer unterschreibt diese Erfahrung *) nicht? Gewiß kostet es manchem großen Manne Mühe und Anstrengung, dem Feinde zu verzeihen, an dem er sich rächen konnte; und ich sah gutmüthige, übrigens äußerst schwache Menschen, durch eine Thräne besänftigt, dem Feinde die Hand reichen.

Für ein gutes Tagelohn übernahmen alltägliche Menschen Arbeiten, wobey sie mehr Gefahr

*) Vom Verfasser des Buchs: Ueber die Ehe.

für ihr Leben zu besorgen hatten, als der Held in der Schlacht. Sie kannten die Gefahr, bereiteten sich wohl gar vorher zu ihrem Tode vor, und übernahmen sie dennoch.

„So muß ich also bey Beurtheilung einer That Rücksicht nehmen auf den Kampf, die Anstrengung, den wirklichen Aufwand von Kraft, den sie diesem Handelnden kostete."

Wie aber kannst du dieses bey einer einzelnen isolierten That eines andern? — Und je öfter er eine Art von Handlungen ausgeübt hat, desto mehr Fertigkeit erlangt er, desto leichter werden sie ihm. Ist nun die That, die er zum ersten Male mit Kampf und Anstrengung vollbrachte, größer, oder die, die er zum zehnten Male mit Leichtigkeit thut? Du wirst nach deinem Maßstabe die erste That für größer halten; und doch war sie nur der erste Schritt zur Tugend. Noch ist es zweifelhaft, ob sie auch nur der erste Schritt zur Tugend war, ob sie gethan ward, weil sie tugendhaft, weil sie pflichtmäßig ist?

Unstreitig muß man doch die Frage bestimmt beantworten können: warum jemand dieß that? wenn man den moralischen Werth seiner That

abwägen will, und wie kann man dieses bey einer einzelnen That?

Nimm eine eigentliche Heldenthat: Tapferkeit in Gefahr, und noch bestimmter, Tapferkeit im Kampfe für's Vaterland. Der Soldat hat tapfer gefochten; aber er kann tapfer gewesen seyn, ohne Muth und Herzhaftigkeit. Seine Tapferkeit ist ganz verdienstlos, wenn er nicht absichtlich tapfer war, wenn er nicht vor der Schlacht schon entschlossen war, tapfer fechten zu wollen; und er konnte dieß gewollt und seinen Vorsatz ausgeführt haben, ohne daß seine Tapferkeit moralischen Werth hätte.

Versuche nur Einmal die mannigfaltigen Bewegungsgründe, Antriebe, Reitzungen, die den Soldaten, der jetzt mit Ehren aus der Schlacht zurückkehrt, zu seiner bewiesenen Tapferkeit bewogen, angespornt, hingerissen haben könnten, anzugeben.

Er war tapfer, aus, mehr oder minder deutlich erkannter, Pflicht;

aus Ueberzeugung, daß er für die gerechte Sache stritt;

aus Liebe zum Vaterlande;

aus Liebe zu seinem eigenen Herde und zu den Seinigen, die bey Unterjochung des Vaterlandes mit leiden würden;

aus Liebe zu seinem Fürsten — oder auch zu seinem Anführer;

aus Rachsucht gegen Feinde, die seinen Mitbürgern — seinen Freunden — seinen nähern Verwandten wehe thaten;

aus Ehrgeitz;

aus Gewinnsucht, durch vorhergegangene, versprochene, oder erwartete Belohnung gereitzt;

aus politischer, oder religiöser Schwärmerey;

weil er die Gefahr nicht kannte;

weil man ihm gegen den Feind Geringschätzung, Verachtung eingeflößt hatte;

weil ihm kurz vor der Schlacht sein Anführer oder sein Prediger Muth einsprach;

aus wirklicher Herzhaftigkeit, die er überall in Gefahren beweiset — mit oder ohne Rücksicht auf die Sache, für welche er kämpft;

aus Lebensüberdruß — als ganz Unglücklicher;

aus barbarischer Mordlust;

als Maschine, die sich mechanisch nach der Richtung hinbewegt, die ihr der Führer gab, und jetzt eben in eine Richtung kam, wo sie ihre Wirkung thun konnte;

aus Furchtsamkeit, oder, wenn man lieber will, aus Verlegenheit, in persönlicher Gefahr sich seiner Haut wehren zu müssen — aus Verzweiflung;

erhitzt durch starke Getränke;

aufgeschreckt durch Drohungen und Strafe;

hingerissen durch das Beyspiel anderer;

ermuntert durch Zuruf, durch Siegesgeschrey, durch die Trommel;

zur Rache entflammt durch den Freund, der neben ihm fiel;

in Wuth versetzt durch das Getöse der Schlacht.

Du siehst, daß Flechier's Bemerkung: „Ich habe Soldaten gekannt, die sich recht brav in der Schlacht gezeigt hatten, und doch vor einem Aderlaß zurück bebten!" sich erklären läßt; und daß man ganz ohne Muth und ohne Herzhaftigkeit tapfer seyn kann.

Streiche jetzt aus dem gegebenen Verzeichnisse der Tapfern alle die aus, welche es waren ohne es seyn zu wollen, welcher himmelweite Unterschied findet noch unter den übrigen bey moralischer Würdigung ihrer Tapferkeit Statt! Für dieselbe That, für welche der Edle, der aus erkannter Pflicht, und aus Liebe zum Vaterlande, sein Leben zum Opfer brachte, die schönste Bürgerkrone verdiente, was verdiente der Unmensch dafür, der in der Schlacht seine Mordlust befriedigte, seinen Blutdurst stillte?

Muß nun der moralische Werth der Handlungen nach unsichtbaren Gewichten, deren Gehalt wir nur bey Menschen, die wir näher kennen, die wir oft handeln sahen, nach Wahrscheinlichkeit bestimmen können, gewogen werden: wie willst du über den Werth einer einzelnen That, von welcher du nicht viel mehr weißt, als daß sie gethan sey, entscheiden?

Ist's nicht wahr, was ein Menschenbeobachter sagte: daß manche unsrer gepriesenen Thaten nicht viel mehr als ein Bonmot ist, das oft zu laut beklatscht wird — und wo zuweilen andere erst einen Sinn hinein tragen, wovon der ehrliche

Mann, der es aussprach, sich wohl selbst nichts träumen ließ?

Fern sey es von mir, Tugenden, zu deren Vollbringung ungewöhnliche Kraft, Muth, Selbstverläugnung, Aufopferung erfordert werden, herab würdigen zu wollen — was man nur mit verkrüppeltem Geiste und Herzen wollen könnte! Auch ist es mir Grundsatz — wie es Grundsatz aller derer seyn wird, die sich eigener Rechtschaffenheit bewußt sind: bey gleicher, oder auch nur nicht sehr überwiegender Wahrscheinlichkeit, eine That lieber für gut als schlecht zu halten, lieber edle als unedle Bewegungsgründe voraus zu setzen. Ich verabscheue die aus einseitiger Menschenkenntniß geschöpfte Weltklugheit, die alle, auch die besten Menschenthaten aus unlautern Quellen ableitet, wie den grinzenden Neid und die kleinliche Eifersucht niedriger Seelen, die an dem Verdienste großer Menschen nagen, und — was sie freylich, um sich mit ihnen messen zu können, leichter finden — sie lieber zu sich herab ziehen, als sich zu ihnen erheben wollen. Aber deßwegen werde ich doch auch nicht alles, was schwer wiegt und wie Gold aussieht,

gleich für ächtes Gold, und nicht jede Aeußerung von Kraft für Tugend nehmen.

Man kann mit gesetzwidriger Anwendung großer Kräfte ein desto größerer Bösewicht seyn, wie zum Beyspiel der verabscheuungswürdige Catilina; und man kann große Kräfte gesetzmäßig anwenden, ohne deßwegen die Achtung des tugendhaften Mannes zu verdienen, wie zum Beyspiel der furchtbare Tilly. *)

Sagt nun selbst: sollte es wohl ein unbedeutender Irrthum seyn, wenn man Heldenthaten und Heldentugenden so oft verwechselt, wenn man Größe der That so oft zum einzigen Maßstabe nimmt, wonach man den Werth der That, und wohl den ganzen Werth des Mannes

*) Freylich kann man nicht sagen, daß der schreckliche Tilly dem Moralgesetze gemäß gehandelt habe — wenn er z. B. bey Magdeburg den Offizieren, die ihn baten, dem Sengen und Morden Einhalt zu thun, kaltblütig und unmenschlich antwortete: „Es hat noch Zeit! Kommt in einer Stunde wieder; ich werde dann sehen, was ich thun werde.“ — Aber der Staat, dem er diente, nannte doch seine Handlungen gesetzmäßig.

abmißt? — Und wenn man nun dem Jünglinge von großen Anlagen früh diesen unrichtigen Maßstab in die Hand, seinen noch unentwickelten Kräften früh diese falsche Richtung giebt, wenn man in dem Bilde des großen Mannes, den man ihm zum Muster aufstellt, gerade die Züge, die allein seinen moralischen Werth ausmachen, auslöscht, oder doch verdunkelt? wenn man ihm nur gegen solche Tugenden Hochachtung einflößt, durch welche man Ruhm erwerben kann? —

Will man ehrgeitzige ruhmsüchtige Menschen erziehen, so kann man nicht zweckmäßiger handeln als so; aber auch nicht zweckwidriger, wenn man Verehrer der Tugend bilden will.

Fragt die Erfahrung; seht selbst, wie sich eure Menschen, die mehr nach Größe, als nach Güte streben, im thätigen Leben benehmen, wie sie urtheilen, wie sie handeln?

Es ist zum Erstaunen, welche schiefe Begriffe viele unter ihnen selbst mit denen Tugenden, denen sie, nach ihrer stolzen Aussage, gehuldigt haben, zu verbinden pflegen, und wie jämmerlich verkrüppelt sie solche in der Ausübung darstellen.

Ich habe Menschen kennen gelernt, welche alles, was andern Menschen heilig ist, ohne Ausnahme und ohne Schonung als Pfaffenbetrug verlachten, und selbst über manche gute Sitte, oft über wahre Tugenden, zum Beyspiel über Schamhaftigkeit, Unschuld, Keuschheit spotteten, als über Pöbelwahn — und das nannten sie Erhabenheit über die gewöhnliche Denk- und Handlungsart gemeiner Menschen.

Ich sah andere, denen niemand etwas zu Danke machen konnte, die alles, was sie nicht selbst thaten, tadelten, keine Gesetze über sich erkennen, sich in keine Ordnung fügen wollten, die Pflichten ihres Amtes vernachlässigten — und die das hohen Freyheitssinn und edle Freymüthigkeit nannten.

Noch andere handelten ganz ohne Ueberlegung, beharrten, auch selbst von ihrem Irrthum oder ihrem Unrecht überzeugt, mit Eigensinn und Hartnäckigkeit auf ihren Meinungen, fuhren fort, Trotz dem erkannten Bessern, das Schlechtere zu thun — und hielten dieß für Entschlossenheit, für Festigkeit des Charakters.

Leute, die verwegen und tollkühn, wider Beruf und Pflicht, sich in Gefahren stürzten, dünkten sich muthvoll und herzhaft; und die meisten gaben Geschwätz für Thaten, sprachen nur immer von Engelthaten, ohne irgend ein Mal eine schöne Menschenthat vollbracht zu haben.

In einer Gesellschaft von solchen Menschen wurde über Freundschaft gesprochen, und die Frage aufgeworfen: „Wenn mein Freund ein strafwürdiges Verbrechen begangen hätte, und der Staat von mir, der ich seinen verborgenen Aufenthalt wüßte, seine Auslieferung forderte, mit der Drohung: mich als den Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen, wenn ich dieß verweigerte; — ob ich dann meinen Freund ausliefern, oder lieber für ihn leiden, und, wenn man unmenschlich genug wäre, die Drohung auszuführen, für ihn sterben müsse?“

E h r e, E h r e d e m M a n n e, d e r f ü r s e i n e n F r e u n d s t i r b t! ruften meine Helden.

Nun ja; ich finde die That auch groß; aber war sie auch recht? Darf man es als moralischen Grundsatz annehmen, daß jeder so handeln solle?

„Recht? — nun das mögen kalte Büchermenschen untersuchen. Der edle Mann handelt, und jedes Herz, das die Gottheit adelte, klopft ihm Beyfall."

Bewundern werden wir ihn, wie man jedes Große bewundert — womit aber nicht nothwendig Billigung und Hochachtung verbunden ist. Doch zugegeben: selbst hochachten werde ich den Mann, der so handelt, in wie fern er das, was er für Recht hielt, mit Anstrengung vollbrachte. Aber war es deßwegen Recht, was Er für Recht hielt? Kann die Vernunft —

Man unterbrach mich stürmisch. Von prüfender Vernunft und Recht wollten meine Helden nichts wissen.

Du meinst, es sey in dieser Schwärmerey, wenn auch Schwärmerey, doch etwas Schönes und Edles. Das meinen mehrere; aber es kann doch unmöglich schön und edel genannt werden, der Vernunft in's Angesicht Hohn zu sprechen, und die Frage: Was ist Recht? als eine unbedeutende Nebensache anzusehen. Wir bleiben zu oft bey der Wahrnehmung stehen: Hier ist

große Anlage! — hier ein schäumender Most, aus welchem ein trefflicher Wein werden kann! Aber eben durch sein wildes Schäumen beweiset er, daß er noch nicht ist, was er werden könnte und sollte. Bewahret ihn, daß er nicht vor der Zeitigung das Gefäß zersprenge! Auch ist nicht alles was schäumt edler Weingeist — und von einer enthusiastischen Rede gilt der Schluß auf Fähigkeit zur enthusiastischen That uicht immer. Jene Helden, die einen Pythias und einen Pylades in der Freundschaft weit hinter sich lassen wollten, erfüllten ihren Freunden in der Wirklichkeit oft auch nicht einmal die alltäglichsten Pflichten der Freundschaft.

Und dieß ist eben die traurigste Erfahrung, die ich dir in dem Kapitel über Menschenliebe schon mitgetheilt habe, und die du in Zukunft nur allzu oft selbst zu machen Gelegenheit haben wirst. Was Großes oder gar nichts! ist die Losung; und leider bleibt's gewöhnlich beym letztern. Hohe Berge will man übersteigen, und ermattet beym kleinsten Hügel. Außerordentliche Dinge will man zu Stande bringen, ohne zur Beförderung des bessern Ganges

der ordentlichen Dinge eine Hand zu bewegen. Wie sollten sie denn auch, die Männer mit Riesenkräften, diese Kraft an Kleinigkeiten verschwenden, die tausend andere gemeine Menschen auch thun können, und — was die Hauptsache ist — die nicht bemerkt werden! Denn das fällt doch in die Augen, daß ihre eingeschränkte Moral nothwendig zum Ehrgeitz führt und auf Ehrgeitz gegründet ist. Und glaubt doch ja nicht, daß sie, mit und durch ihren Ehrgeitz, wenigstens von jenen großen Tugenden desto standhaftere und thätigere Verehrer seyn werden. Ehre ist ihnen Zweck, Tugend Mittel. Es giebt ja aber mehrere Mittel, die zu demselben Zwecke führen. Was kümmert es sie am Ende, auf welchem Wege sie zu ihrem Zwecke gelangen, da es ihnen ja ohnehin nicht eigentlich um die Tugend selbst, sondern um Thaten, die man für Tugend hält, zu thun war! Können sie andern scheinen, was sie ihnen scheinen wollen — nun so haben sie ja ihren Zweck erreicht. Mag es doch nur leerer Schein seyn: was schadet es, wenn ihn alle andere um und neben ihnen für Wahrheit halten! Darauf könnt ihr euch verlassen, in

kurzen überreden sie sich selbst, daß es Wahrheit sey. Warum sollten sie geringer von sich denken als andere? —

Kömmt Ehrgeitz mit in's Spiel, so dürfen wir es immer für ziemlich ausgemacht annehmen, daß es dem Menschen mehr um's Scheinen als um's Seyn, mehr um das Lob als um die lobwürdige That zu thun sey. Es ist kein ärgerer Tyrann, und zugleich kein größerer Sophist, als der Ehrgeitz. Mischt er sich Einmal in unsere Handlungen ein, so läßt er sich gewiß nie mit der zweyten Rolle begnügen; er thut alles, und giebt sich das Ansehn, nichts gethan, höchstens ein wenig mit eingewirkt zu haben; macht uns zu Betriegern, und hält zu derselben Zeit unsrer Rechtschaffenheit eine Lobrede.

Wie oft ist man aus Stolz demüthig, vermeidet Aufsehen zu machen um Aufsehen zu machen, schlägt Ehrenbezeigung aus aus Ehrgeitz, tritt, wie weiland Diogenes, die Eitelkeit mit Füßen aus einer andern Art von Eitelkeit. —

Warum fehlt in dem gewöhnlichen Verzeichnisse gepriesener Heldentugenden die Geduld

entweder ganz, oder muß sich doch mit dem zweyten, dritten Range begnügen? Gehört weniger Kraft dazu, ein unglückliches Leben, das allen Reitz für uns verloren hat, standhaft zu ertragen, als dazu, einem ruhmvollen Tode muthvoll entgegen zu gehn? weniger Kraft dazu, bey unverdienter Schmach sie aufrecht zu erhalten, als, Ehre im Kampfe mit Gefahren zu verdienen? weniger Kraft dazu, bey dem Drucke wirklich gefühlter Leiden nicht zu erliegen; als Leiden, deren Schwere man noch nicht aus Erfahrung kennt, übernehmen zu wollen?

Nach meiner Erfahrung ist es schwerer, festen Muth im Leiden und Dulden, besonders bey anhaltenden Leiden, zu beweisen, als eine That zu thun, wozu, wenn gleich große, doch auch kurze Anstrengung unsrer Kräfte erfordert wird. Ich wenigstens habe es immer für leichter gehalten, eine ausgezeichnet große That, selbst mit Aufopferung — in der Stunde des Enthusiasmus zu vollbringen, als im trägen kalten Gange des alltäglichen Lebens nur Wochen lang die kleinern

Pflichten durchaus tadellos zu erfüllen — keine Lieblosigkeit, keine übereilende Hitze, keinen unfreundlichen Spott, keine mürrische Unzufriedenheit sich zu Schulden kommen zu lassen; für leichter, Trotz allen Drohungen und Gefahren, die gerechte Sache muthig zu vertheidigen, als selbst Unrecht zu leiden; für leichter, den besiegten Feind mit Wohlthaten zu überhäufen, als seinen kleinsten Triumph ohne Neid und Mißgunst zu ertragen: — so wie ich mich auch immer bey großem Unglück, das sich gleich als solches ankündigte, wo ich mich dann zusammennahm und meine ganze Kraft aufbot, ungleich besser und standhafter betragen habe, als bey den kleinern Unannehmlichkeiten des Lebens, bey den kleinern Neckereyen des Glücks, die mich oft aus aller Fassung brachten. Vergl. N. XXV. S. 197. des ersten Bandes.

Mittelmäßige Kräfte werden durch Enthusiasmus erhöht; er sammelt sie auf Einen Punkt, heftet den Blick des Menschen auf Ein Ziel, läßt uns Gefahren übersehn, bestreut Gräber mit Rosen — was ist dem Menschen im Enthu-

siasmus unmöglich! Aber welcher Enthusiasmus erlöscht nicht in anhaltenden Leiden? — Welche innere selbstständige Kraft wird zur standhaften Ertragung großer anhaltender Leiden erfordert! Allein — die Anstrengung dieser Kraft wird weniger bemerkt. Die Helden wollen bemerkt seyn!

„Geduld, sagte einer dieser seyn wollenden Helden, gehört für's Weib; der Mann kämpft dem Unglück mit Muth entgegen!"

Richtig! mit Muth; nur nicht mit Unmuth! Verwechselt doch nicht Winseln und Wehklagen mit ruhiger Erduldung nothwendiger Leiden, die nun Einmal mit Gewalt nicht abgeschüttelt werden können. Das gemeine Weib winselt, und wehklagt; mit Unmuth flucht und tobt der gemeine Mann — beide sind gemeine Menschen. Wer weder durch Klage noch durch Unmuth sich und den Seinigen die Last erschwert, im Unglück seinen Glauben an Gott und Tugend nicht verläugnet, und den Muth nicht sinken läßt, im Leiden noch Pflichten anerkennt und ausübt — der beweiset

wahrlich Tugend, die den Mann so wohl als das Weib adelt.

O der unmännlichen Eitelkeit, die mit der Tugend selbst Prunk treiben will, und die stille anspruchlose Tugend verspottet! Spottet ja nicht über weibliche Tugend, ihr möchtet beym Vergleich vielleicht verlieren. Nehmt das Bemerktwerden, nehmt die Ruhmsucht weg, wie manche eurer Thaten, worauf ihr so stolz seyd, würde ungethan bleiben. Das Weib handelt im Stillen, hat für die Erfüllung ihrer, oft so schweren, Pflichten nur den Beyfall ihres Gatten — wenn anders dieser Sinn dafür hat — und den Beyfall ihres eigenen Herzens zu erwarten. Liebe vermag bey ihr mehr als bey dem Manne Ruhmsucht. Diese stille geräuschlose Tugend des Weibes, die so ganz, und so ohne allen Anspruch, für den Kreis ihrer Lieben lebt, sollte sie nicht die innigste Hochachtung verdienen? Sollte nicht mancher Mann, dem ein edles tugendhaftes Weib zu Theil ward, mit Lessings Odoardo sagen: Es ist doch wahr, das Weib ist die Krone der Schöpfung!

Sohn, es war eine Zeit, wo auch mir der Ausdruck von Kraft mehr als der von moralischer Güte galt. Ich bin freyer geworden, und ich habe anders, ich hoffe richtiger, über den Werth des Menschen und der menschlichen Handlungen urtheilen gelernt — gewiß nicht ganz ohne Gewinn für eigene Moralität.

Menschen, die ich sonst übersah, Handlungen, die ich kaum für bemerkenswerth hielt, sind mir jetzt äußerst wichtig.

Ich fand einst meinen Freund Walter in einem kleinen Streite mit seiner Frau, weil sie die Zeitung nicht geschwinde genug abgeschickt hatte.

„Aber," sagte seine Frau, „sie ist ja nur zwey Stunden über die gewöhnliche Zeit liegen geblieben; der Accisrath, von dem wir sie erhalten, läßt sie ja oft ganze Tage liegen."

„Da thut der Accisrath nicht recht. Es war feste Verabredung: keiner sollte sie über zwey Stunden behalten; und unsere Nachfolger überließen uns das frühere Lesen nur unter der

Bedingung. Ich habe dir das gesagt, und doch schon zum zweyten Male bloß aus Nachlässigkeit —"

„Ey nun, ich dachte, weil's bey dieser Zeitung nicht aufgeschrieben würde, wann sie jeder weiter beförderte, so —"

„Stille, liebes Weib, das konntest du unmöglich denken, daß man ein mündlich gegebenes Wort weniger halten müsse als ein schriftliches."

Ich lachte damals über die, wie mir es schien, übertriebene Ordnungsliebe meines Freundes. Aber es war nicht bloß Ordnungsliebe, es war zugleich die strengste Gerechtigkeitsliebe, die mein Freund im Kleinen wie im Großen bewies, und die mir ihn jetzt noch ehrwürdig macht. —

Du weißt, wie viel ich auf unsern braven Hunold halte. Er erwarb sich meine Freundschaft durch eine schöne, und gewiß zugleich große That kindlicher Liebe.

Er war der Sohn eines armen Bauers, und liebte die Tochter seines wohlhabenden Nachbars.

Röschen liebte ihn wieder, und ihre Aeltern wollten sie ihm geben, wenn er, aber ohne seinen armen kranken Vater, zu ihnen ziehen, und ihre Wirthschaft übernehmen wollte. Nein, sagte der brave Hunold, das kann ich nicht. Wer wird sich meines alten kranken Vaters annehmen, wer wird ihn pflegen und warten, wenn ich ihn verlasse? Da mußte Röschen einen andern nehmen, und Hunold war lange untröstlich; aber er ließ es seinen Vater nicht merken, verbarg ihm sogar Röschens Verheirathung, und hielt aus in der geduldigsten, zärtlichen Verpflegung des kranken Mannes bis an seinen Tod. Wie manche That, welche die Geschichte verewigte, dürfte, gegen diese gewogen, zu leicht gefunden werden! —

Ich brauche dir es nicht zu wiederholen, wie sehr ich es billige, daß man Thaten der Größe, des Muths, der Selbstverläugnung, der Aufopferung, in der Geschichte vor allen andern aushebe; daß man unsern schlaffen und selbstsüchtigen Menschen durch jene Beyspiele zeige, wie viel der Mensch vermag; daß man dadurch

den Trägen ermuntere, den Muthlosen aufrichte: nur mache man sie dabey mehr auf moralischen Werth, als auf bloße schimmernde Größe, aufmerksam; lasse sie das stille Verdienst nicht übersehen; bilde nicht Sklaven des Ehrgeitzes für Tugendverehrer, nicht Menschen, denen es mehr um den Beyfall anderer, als um den Beyfall ihres eigenen Herzens zu thun ist!

Sey du mißtrauisch gegen deine Tugend, wenn sie Geräusch liebt, gern in vollen Versammlungen handeln, Aufsehn machen, gelobt werden will!

Sey du entschlossen, überall und immer zu thun, was recht ist. Der ist nicht tugendhaft, der in Erfüllung seiner Pflichten absichtlich Ausnahmen macht, der nur einzelnen Tugenden huldigt und andere vernachlässigt. Und wer um einzelner großer Thaten willen, die er vollbrachte oder vielleicht noch vollbringen will, sich im täglichen Leben pflichtwidrige Handlungen erlaubt, der meint nicht die Tugend, sondern die Ehre!

Wer im Kleinen aus Grundsatz getreu ist, der ist's gewiß auch im Großen.

Fest entschlossen zu seyn, jede erkannte Pflicht zu erfüllen, so theure Opfer sie auch fordern mag, dieß allein ist wahre Erhabenheit des Geistes — moralischer Heldensinn, dadurch allein erwerben wir uns moralische Würde, die nicht des Beyfalls der Menge bedarf!""

XIII.

Ueber Tugend und Lebensweisheit. *)

„„Drey Jünglinge, alle drey mit Anlagen einst geschickte brauchbare Männer zu werden, gingen auf die Universität, um ihre Anlagen dort zu entwickeln, ihre Kenntnisse zu vermehren; machten aber von der schönen Zeit der Vorbereitung zum künftigen thätigen Leben sehr ungleichen Gebrauch.

„Ich will meine Jugend genießen!" sagte der eine, suchte den Genuß in täglichen Gesellschaften froher Brüder — und vergaß das Studieren.

„Nein!" sagte der andere, „ich bin hier um zu lernen! Weg mit allen Zerstreuungen und

*) Ich wünsche, daß man dieß als Einleitung, zu allen denen Kapiteln, in welchen von Zufriedenheit und Lebensgenuß gehandelt wird, betrachten möge.

Vergnügungen, die mich von meinem Studieren abhalten könnten!" Er arbeitete vom Morgen an bis in die späte Nacht, ohne an irgend einem Vergnügen Theil zu nehmen.

„Wahr;" sagte der dritte, „ich bin hier um zu lernen. Das will ich auch, will alles vermeiden, was diesem Zwecke entgegen wäre, will meine Zeit gewissenhaft anwenden. Das kann ich ja aber, ohne deßwegen allem Lebensgenuß zu entsagen; und wie würde ich auch ununterbrochene Anstrengung aushalten? Man leistet offenbar im Ganzen mehr, wenn man zu rechter Zeit ausruht, um neue Kräfte zu sammeln; man macht besser, was man froh und wohlgemuth thut!" Er handelte dem was er sagte gemäß, und kam gesund an Leib und Seele, und mit wohl geordneten Kenntnissen bereichert, in sein Vaterland zurück.

Der erste ward unbrauchbar für die Welt aus Mangel an Kenntnissen; der zweyte nicht minder aus Mangel an Gesundheit; nur der dritte erreichte das Ziel.

Dem ersten gleichen unsere Weltmenschen, die bloß für die Erde, bloß für den Augenblick

ihres gegenwärtigen Daseyns leben; dem zweyten die religiösen und moralischen Schwärmer, welche um des Himmels willen die Erde vergessen, und bey dem starren Hinblicke nach dem Ziele den Weg übersehen, der zum Ziele führt — und welche die Grenzen der Menschlichkeit überspringen wollen. Sohn, gleiche du dem dritten!

Mit froher Ueberzeugung hoffe ich nun, nachdem du richtige Begriffe über deine Bestimmung als Mensch, als moralisches Wesen, erlangt, und nun alle deine Schicksale, Glück und Unglück, Freude und Schmerz, in Rücksicht auf diese Bestimmung zu denken gelernt hast; da du nun weißt, daß du nie zwecklos leiden wirst, daß deine Leiden dich veredeln sollen, daß diese Veredlung vielleicht schon hier, gewiß einst dort, „wo Gott Glück und Tugend gegen einander gleich wiegt," deine höhere Glückseligkeit befördern wird; von dir, der du mich nun verstehst, wenn ich nicht in die gewöhnlichen, an sich schon unmöglichen, und wahrlich nicht wohl durchdachten Wünsche von ununterbrochenem Lebensglück einstimme; der du den Vater in mir nicht verkennst, wenn ich dir nicht wünsche, daß dein

Lebensweg immer über Rosen gehen möge; (ich habe unter den Lieblingen des Glücks nur selten einen Menschen gefunden, der sich über das Alltägliche erhoben hätte!) — von dir hoffe ich jetzt mit Ueberzeugung: daß du nie die Tugend zum bloßen Mittel zur Glückseligkeit herabwürdigen, aber auch nicht grämliche Unzufriedenheit für Tugend halten, sondern es vielmehr als Pflicht ansehen werdest, so viel nur möglich zufriednen Sinn, und frohen Muth zu erhalten — eben weil dir dadurch die Ausübung deiner übrigen, selbst der schwersten Pflichten erleichtert wird.

Daß die Tugend mit der Zufriedenheit nicht geradezu im Widerspruch stehe, sie vielmehr oft befördere, erkennst du schon daraus, daß der Tugendhafte, und nur er allein, im Stande ist, unter dem Drucke der Leiden ohne mürrische Klage der Unzufriedenheit auszudauern, in wie fern er diese Leiden als wohlthätige Mittel zu seiner Veredlung ansieht.

Daß hingegen durch Trübsinn und Unzufriedenheit jene moralische Veredlung mehr erschwert und verhindert, als erleichtert und

befördert werde, das lehre dich Menschenkenntniß und Erfahrung.

Muth, hoher Muth wird zum Kampf der Tugend erfordert; und nichts schwächt diesen Muth mehr als Trübsinn und Unzufriedenheit. *)

*) „Ich halte nichts von Trübsinn und Traurigkeit;" sagt Montaigne, „ich kann sie nicht leiden, ob sich's die Welt gleich in den Kopf gesetzt hat, als ob's ein abgeredter Handel wäre, sie mit besonderer Gunst zu beehren. Sie bekleidet damit die Weisheit, die Tugend, das Gewissen. Es ist ein dummer alberner Schmuck! Die Italiener haben weit geziemender die schalkhafte Bübereỳ mit diesem Namen getauft; denn es ist allemal eine schädliche, närrische Art und Weise." Herr Bode macht hierbey (in der neuen trefflichen Uebersetzung der Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände, von Montaigne,) die Anmerkung: „So wie die Italiener, nach Beobachtung der Sitten und Charaktere, einen hinterlistigen Schelm in der affektierten Traurigkeit gefunden haben, und von einem solchen sagen: é un tristo; so meinen wir Deutschen auch bemerkt zu haben, daß ein Mensch, der immer den Kopf, als vor Traurigkeit, schlaff

Verliere nie das hohe Ziel deiner Bestimmung aus dem Auge, und scheue keine Mühe, keinen Kampf, keine Gefahr, um es zu erreichen! Dein Weg wird dich oft über Dornen führen; sey es wenn er dich nur zum Ziele führt. Vermeide jeden Nebenweg, wäre er auch noch so reitzend, wenn er dich von deinem Ziele abführt. Aber hier und da wird dir auch auf geradem Wege zum Ziel eine Rose entgegen blühen; übersieh sie nicht! Du wirst zuweilen auch guten Weg, schöne Gegend, freyere Aussicht finden; genieße sie, sammle Muth und neue Kräfte, um, wenn du vielleicht bald wieder durch rauhere Gegenden müßtest, nicht zu ermatten. Der Kämpfer, der den Muth verliert, ist schon besiegt. Nichts aber drückt den Muth tiefer nieder, als Gram und Trübsinn.

„Den Knaben, den du zum Mann erziehen willst, mußt du früh gewöhnen, Müh und Arbeit zu ertragen, mußt ihn üben in der Geduld und Selbstverläugnung!"

Eine

hängen läßt, nicht weit vom Schelme entfernt sey. Das wollen wir durch die Namen Kopfhänger, oder trauriger Patron, andeuten."

Eine weise Vorschrift! Aber ein unweiser Erzieher machte die falsche Anwendung davon, daß er seinen Zögling sklavisch arbeiten ließ, Erholung und Vergnügen versagte, alle Heiterkeit aus seinem Angesichte, und endlich auch aus seiner Seele verdrängte — Aus dem armen verstimmten Knaben wurde nie ein Mann!

Wie kann man von dem verstimmten, übel gelaunten, trübsinnigen, unzufriedenen Menschen erwarten, daß er, besonders im alltäglichen Leben — als Gatte, Vater, Freund — seine Pflichten erfüllen werde? Wie wird er schonend, duldend, liebreich, gefällig gegen andere seyn — er, der mit sich selbst unzufrieden ist?

Aus Pflicht also strebe darnach, dir, so viel nur immer möglich, Heiterkeit und frohen Muth zu erhalten. Erwirb dir so viel du kannst, Lebensweisheit — nothwendige Leiden geduldig und standhaft zu ertragen, und des Lebens Freuden weise zu genießen — in wie fern sie Mittel ist, deinen großen Zweck, moralische Veredlung, sichrer zu erreichen. Wichtig sey dir, um jenes großen Zwecks willen, alles, was dazu beytragen kann, dich zufriedener zu machen.

„Wer zur Zufriedenheit forderte, daß wir ganz ohne Wünsche seyn sollten, forderte freylich etwas schlechterdings Unmögliches und sogar Schädliches. Ohne alle Wünsche würde der edelste Trieb der Thätigkeit erschlaffen, die Quelle der reinsten Freuden versiegen, und die Welt in tödtliche Schlafsucht verfallen. Wir, nach deren Ueberzeugung Thätigkeit im Himmel wie auf Erden ein nothwendiges, unentbehrliches Mittel ist, um glückselig zu leben und immer besser zu werden — wir wollen den Menschen nichts entreißen, was ihnen Bewegungsgrund zum thätigern Gebrauch ihrer Kräfte werden kann; wollen ihnen also immerhin ihre Wünsche für die Zukunft lassen, und ihnen nur den freundschaftlichen Rath ertheilen: nicht unweise, nicht unmäßig, nichts Unmögliches, und das Mögliche nicht zu heftig zu wünschen, nicht die Erreichung eines Wunsches zur nothwendigen Bedingung ihrer Glückseligkeit zu machen, über dem gewünschten Guten nicht das Gute zu vergessen, das sie haben — dulden, entbehren und genießen zu lernen!“ “

Die
Gesellschaft der freyen Männer.

Eine Beylage

zum

Pächter Martin und sein Vater.

Vorrede.

Nun habe ich wöchentlich einige frohe Stunden weniger, und die Stadt hat ihren schönsten Reitz für mich verloren! — Ich war Mitglied der Gesellschaft freyer Männer, die nun eingegangen ist. Zwey der thätigsten Männer entriß uns der Tod; drey andere, und unter diesen unser von M**, die Seele der Gesellschaft, (der Himmel gebe ihm einen guten Abend, dem lieben frommen M**, dem wir so manchen guten Abend zu verdanken hatten!) wurden in's Ausland befördert; und nun ist uns andern Muth und Lust vergangen, das zerstückelte Werk fortzusetzen.

Aber es ist Schade, Schade für uns und Schade für die Stadt! — Das letzte klingt freylich etwas stolz, aber es ist doch wahr,

und ich darf es sagen; denn ich that ja das wenigste dabey.

Manche wohlthätige Einrichtung wäre gewiß nicht zu Stande gekommen, manches Gute gewiß nicht geschehen, wenn die Gesellschaft freyer Männer nicht gewesen wäre.

Ich habe zwiefach Ursache an diese Gesellschaft mit Dank zurück zu denken, denn ich habe viel dabey gelernt. Das war wohl weniger der Fall bey meinen Freunden, die ein gut Theil mehr wußten als ich — es waren fast lauter studierte Leute; aber ich habe viel gelernt.

Kurz, ich traure um die Gesellschaft der freyen Männer, wie man um einen lieben Verstorbenen trauert, der uns viel Gutes that, noch mehr versprach, und nun mitten in der Blüthe seines Lebens uns entrissen ward.

Ich*) bin nicht für schöne Leichensteine und Grabschriften; — lieber Gott! sie lügen gar zu oft! — bin auch zu arm, um schöne Lei-

*) Beym Ueberlesen fällt mir's auf, daß das Wörtchen ich in wenigen Zeilen zu oft vorkömmt; und das soll nicht hübsch lassen, weil es zu ruhm-

chensteine mit Grabschriften errichten zu können: aber ein paar Blumen möchte ich meinem lieben Todten doch auf's Grab streuen, so gut sie in meinem kleinen Garten wachsen, nicht durch Kunst und Treibhaus geschmückt, geschminkt und verzärtelt.

„Nimm meinen Dank für viele frohe Stunden, die keine Reue trübte; für manches Freudenmahl, das ich in der Zurückerinnerung zum zweyten Male genoß; für manche gute Lehre, die du, ohne strenge Amtsmiene, mit liebem freundlichen Gesichte gabst, und für jede gute Gelegenheit, wo auch ich mein Scherflein zur Summe des Guten, das meine Freunde thaten, beytragen konnte!"

Man spricht gar zu gern von seinen lieben Todten, möchte gar zu gern auch andern den Freund, der uns im Leben theuer war, und, wie es dann zu gehen pflegt, uns im Tode noch

redig klingt. Aber es war Einmal mit den andern Worten so verschlungen, daß ich's nicht füglich heraus zu bringen wußte, ohne die Nebenfäden zu verletzen.

Einmal so theuer wird, recht kenntlich machen, auf daß sie ihn mit uns lieben, mit uns um ihn weinen, oder doch unsere Thränen billigen mögen. Laßt mich ein gleiches thun.

Freylich pflegt bey einer solchen Gelegenheit viel Menschliches mit unter zu laufen. Man lobt, wo man nur erzählen wollte, und lobt, was andere kaum des Erzählens werth finden; wird redselig, wie die lieben Mütter, wenn sie von dem lieben Söhnchen sprechen, und sieht Vortrefflichkeit, wo andere mit gesunden Augen nur und kaum gemeines Gut erkennen können. So was hält nun der Mensch dem Menschen gern zu Gute, und freut sich, daß es so ist; denn es ist ein Meisterstück, das die Natur da gemacht hat! Aber das berechtigt uns doch nicht zu fordern, daß der unparteyische Zuschauer mit unsern Augen sehen, und daß er schwer finden soll, was nur auf unsrer Wagschale, durch die Zuthat von Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit, Gewicht bekam. Und — Aber ich merke, daß ich unter Führung des Herzens, das bekanntlich sich gar zu leicht einen Seitensprung erlaubt, etwas vom geraden Wege abgekommen bin.

Ich legte die Feder nieder, ging noch ein Mal ernstlich mit mir selbst zu Rathe, und sorgte, so viel nur immer möglich, dafür, daß das Herz nicht das große Wort führen, wenigstens nicht, wie die großen Herren, nach seinem Gelüste entscheiden durfte. Jetzt, lieber Leser, statte ich dir von allem, was da zur Sprache kam, — dem Inhalte nach, in wie fern es zur Sache gehört — ehrlichen Bericht ab.

„Thust du wohl, wenn du von der Erlaubniß deiner Freunde, die Gesetze und Einrichtungen der ehemaligen Gesellschaft freyer Männer dem Drucke zu übergeben, Gebrauch machst?"

„Was hast du zur Absicht?"

Erstens: Ein kleines Opfer der Dankbarkeit darzubringen.

„Taugt nicht! Wozu andere, die die Sache nichts angeht, zu Zeugen deiner Dankbarkeit machen? und lauter — ausposaunter Dank ist immer ein sehr zweydeutiges Ding!"

Zweytens: ich glaube dadurch Veranlassung zu geben, daß vielleicht an andern Orten, wo sich

ähnliche Menschen mit denselbigen Bedürfnissen finden, eine ähnliche Gesellschaft errichtet werde.

„Und ob das für diese Menschen wahrer Gewinn wäre?"

Dafür spricht meine Erfahrung. Nicht bloß ich, sondern alle Mitglieder der Gesellschaft befanden sich wohl dabey. Alle ohne Ausnahme — und es waren Männer von Kopf und mannigfaltigen Kenntnissen darinnen — haben an Einem Orte, wo kein Mangel an andern Gesellschaften war, dennoch diese allen andern vorgezogen; alle haben vier Jahre lang — so lange dauerte sie — die Versammlung regelmäßig besucht, sich auf den Tag der Versammlung gefreut, haben den Gewinn angenehmer und nützlicher Unterhaltung gehabt, und oft vereinigt gethan, was einzeln keinem möglich gewesen wäre.

„Sollte sich aber nicht an jedem Orte, wo sich solche Männer finden, eine ähnliche Gesellschaft von selbst machen? Sollte deine Gesellschaft wirklich so musterhaft seyn? Sollte das etwanige Gute, das in ihrer Verfassung liegen mag, nicht leicht auch von jedem andern, ohne Vorschrift, gedacht werden können?"

Engere Freundschaft macht sich von selbst und findet ihr Gesetzbuch schon gemacht: nicht so Gesellschaften von Mehrern, die eben deßwegen nicht engere Freundschaften seyn können, — wo wenigstens die engere Freundschaft erst aus der Gesellschaft erwachsen muß. Indeß glaube ich nicht, daß unsere Einrichtungen und Gesetze unverbesserlich, musterhaft waren; (wir haben selbst viel davon verbessert, und würden bey längerer Dauer der Gesellschaft noch mehr verbessert haben) ich gebe es zu, daß an jedem Orte, wo sich Menschen finden, die für eine solche Gesellschaft taugen, gewiß auch Männer gefunden werden, die eben so gute, und vielleicht bessere Einrichtungen und Gesetze dazu entwerfen können, als die Stifter unserer Gesellschaft entworfen haben; aber deßwegen könnte doch auch für diese die Bekanntmachung der unsrigen nützlich seyn:

weil der erste Versuch durch Benutzung dieser schon gethanen Arbeit erleichtert wird;

weil sich unter ihnen mehrere finden möchten, die gleiche Geschicklichkeit hätten, oder doch zu haben vermeinten, für die zu errichtende Gesellschaft Gesetzgeber zu werden;

weil unter den übrigen, die auf die Ehre, selbst Gesetzgeber zu seyn, Verzicht thäten, doch einer und der andere seyn könnte, der lieber von einem Fremden und Unbekannten, als von einem Mitgliede der Gesellschaft Gesetze annehmen möchte;

weil der Einwurf, daß die Sache unausführbar sey, wegfällt;

und weil sie wenigstens dadurch Veranlassung bekämen, ihr gedachtes Bessere zur Wirklichkeit zu bringen.

Und so bin ich aus Gründen entschlossen, die Gesetze und Einrichtung der ehemaligen Gesellschaft freyer Männer durch den Druck bekannt zu machen.

Wem diese Gründe nicht so gültig sind, als sie mir zu seyn scheinen, der verzeiht doch hoffentlich dem Irrenden um seiner guten Absicht willen? *)

*) „Am wohlthätigsten könnte vielleicht eine nach diesem Plane eingerichtete Gesellschaft für Akademien werden, unter der Bedingung: daß jedem akademischen Lehrer der Zutritt in die Gesellschaft offen stände; oder daß die edleren Jünglinge, welche für eine solche Gesellschaft

Sinn hätten, selbst einen ihrer Lehrer zum Vorsteher ernennten, der zuweilen an ihren gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil nähme. Schon in dieser Rücksicht scheinen mir die Gesetze dieser Gesellschaft (nicht geheimen Ordensverbindung) der Bekanntmachung werth zu seyn."

Dieß war das Urtheil des Herrn Hofrath Wielands über diese Gesellschaft, im 6ten Stück des neuen Merkurs 1793.

I.

Beantwortung der Frage: Warum unsere Gesellschaften uns so wenig gesellige Freuden gewähren? nebst einem Vorschlage zur Errichtung eines kleinern gesellschaftlichen Zirkels. *)

Die Klage, daß wir des geselligen Vergnügens zu wenig hätten, ist ziemlich allgemein — und nicht ungegründet. Wir haben ihr an unserm Orte dadurch abzuhelfen gesucht, daß wir noch zwey öffentliche Gesellschaften stifteten, wo Personen beiderley Geschlechts sich wöchentlich, leider! vier Mal**) zusammen finden, und

*) Als älteste Urkunde über Stiftung der Gesellschaft F. M.

**) Ja wohl leider! vier Mal. Halb so viel wäre vielleicht schon für manche Mutter und manche Tochter mehr als zu viel gewesen. Auch

haben das Uebel dadurch vergrößert. Nicht Mangel an Gesellschaft, sondern Mangel an guter Gesellschaft war der Punkt unserer Klage. Gesellschaften hatten wir schon vorher zu viel, und eben diese Vielheit scheint mir eine der ersten Ursachen zu seyn, aus welchen sich der Mangel an gesellschaftlichem Vergnügen

brauchte man kein scharfes Auge, um die mannigfaltigen nachtheiligen Folgen von dieser durchaus fehlerhaften Einrichtung einzusehen. Eine unter vielen war diese: daß der freyere gesellschaftliche Ton zuweilen in Frechheit ausartete, und unsere Jünglinge durch die gar zu häufige Gelegenheit, mit ihren Schönen traulich umzugehen, zum Theil gleichgültiger gegen sie wurden. Sie hatten sich mit ihren Reitzen zu sehr familiarisiert. Und wollte man auch annehmen, daß dieß Familiarisieren — versteht sich in Züchten und Ehren! — der Sittlichkeit in gewisser Rücksicht nicht eben sehr nachtheilig gewesen wäre: (ex assuetis non fit passio, sagen die Philosophen) so verloren doch unsere Schönen viel an der ihnen gebührenden Achtung, und mit ihnen verlor der gebildete Mann an schönerem Lebensgenuß. Das e longinquo reverentia maior hat auch sein Wahres!

erklären läßt. Man denke sich die Menge der Müßiggänger, welche, sich selbst die schlimmsten Gesellschafter, täglich fremde Gesellschaft suchen, um sich die Zeit zu vertreiben, und Andere zu gleichem Zeitvertreibe und Zeitverderbe zu verführen! Wo ist aber das Vergnügen, welches, täglich und unmäßig genossen, nicht an seinem Reitze verlieren sollte? Und was läßt sich von Menschen erwarten, die aus Geistesarmuth sich in allen Gesellschaften herumtreiben? Sie gehen in Gesellschaft, wie der abgestumpfte Wollüstling zur Buhlerin — unfähig ohne sie, unfähig mit ihr froh zu seyn. Unsere Alten gingen selten in Gesellschaft, aber sie waren dann auch desto froher.

Indeß ist die Menge der Gesellschaften, obgleich eine der vorzüglichsten, doch bey weiten nicht die einzige Ursache, aus welcher sich der Mangel an gesellschaftlichen Freuden erklären läßt. Wir haben überhaupt in den gebildeten Ständen viel an frohem Sinn, an Empfänglichkeit für Freude verloren; — was bey unserer übertriebenen Verfeinerung und unserm unmäßigen Hange

nach

nach sinnlichem Wohlleben, unausbleibliche Folge seyn mußte.

Viele unserer Zeitgenossen sind ganz für die Freude verstimmt, weil sie von Jugend auf der Freuden zu viel genossen, zu früh sich übersättigt haben. Wer kennt nicht mehrere zwanzig- dreyßigjährige Greise, die es durch unmäßigen Genuß der kleinern Freuden des Lebens geworden sind? Und wie zahlreich ist die Klasse derer, welche angeerbte, oder durch vornehme Verweichlichung eingeimpfte, oder durch gelehrte Treibhäuser erzeugte, durch unnatürliche Lebensart vermehrte Kränklichkeit um Lebensgenuß und frohen Muth brachte!

Läßt sich's nun aber wohl von diesen Kranken, von diesen Greisen, von diesen verstimmten, übellaunigen Menschen, die mit Gott und der ganzen Welt unzufrieden und sich selbst zur Last sind, erwarten, daß sie gute Gesellschafter seyn, daß sie auch nur das Geringste zur Unterhaltung und zum Vergnügen Andrer beytragen sollten? Werden sie nicht vielmehr auch Andere

verstimmen?*) Es leuchtet ein, daß, da die Zahl dieser Kranken sich immer vermehrt — daß man jetzt schon gegen Einen heitern, wohl gelaunten Menschen vier trübsinnige und mißlaunige rechnen kann — die Summe der geselligen Freude nothwendig immer kleiner werden müsse.

Zur Verstimmung unsrer Zeitgenossen, zur Verminderung der Freude überhaupt, und der geselligen Freude insbesondere, hat unsere Lesesucht viel beygetragen.

Viele lesen sich um Gesundheit und frohen Muth. Andere verlernen bey vielem unverdauten Lesen das Selbstdenken, wenn sie anders

*) Fern sey es von mir, daß wir diese Unglücklichen sich selbst und ihrem Mißmuthe überlassen, und aus aller Gesellschaft verdrängt wünschten! Nein; menschlich wollen wir zur Verminderung des Gefühls ihrer Leiden beytragen, was wir beytragen können: aber dem widerspricht der Wunsch nicht, zuweilen auch eine Gesellschaft zu haben, wo man selbst Zerstreuung, Erholung, Freude findet, und wo man also das, was Freude stört, möglichst entfernen muß.

in dem Punkte was zu verlernen hatten, und bleiben todte Gesellschafter.

Viele glauben zu wissen, was sie nicht wissen, weil sie so viel gelesen haben; oder hoffen doch — wenn sie ja noch so viel Verstand haben, die großen Lücken in ihren Kenntnissen zu bemerken — sie mit leichter Mühe durch Lektüre auszufüllen, und vernachlässigen die Gelegenheit, durch hören zu lernen. Und wozu Geistesunterhaltung in Gesellschaft, wenn man diese zu Hause haben kann?

Hier kramt ein Kleinmeister seine Belesenheit aus, ohne einen andern zum Worte zu lassen, und ohne dennoch vorzutragen, was des Hörens werth wäre; denn er lernte nur die Stellen aus seinen Büchern auswendig, die ihm schön schienen.

Man wagt es kaum, einen wirklich interessanten Gegenstand zur Unterredung zu bringen, weil er schon in einem allgemein gelesenen Buche abgehandelt war; oder wagt man es, so wird die Unterredung schnell mit Hinweisen auf das Buch abgebrochen, ohne daß es den Leuten einfiele, daß durch die Unterredung die Begriffe

darüber deutlicher und vollständiger gemacht werden könnten, daß man dadurch erst das Gute, das der Schriftsteller darüber gesagt, sich eigen machen, vielleicht auch manches berichtigen könnte.

Mancher verfällt, gewöhnt an bessere Unterhaltung mit den lehrenden Todten, in gesellschaftliche Intoleranz gegen die Lebenden. Mancher verlernt durch Büchersprache die Sprache des Umgangs, oder vergißt über die Bücherwelt die wirkliche, wird in dieser um so fremder, je mehr er dort zu Hause ist.

Und wer zu viel liest, wird selten viel handeln, selten das Gelesene auf's Leben anwenden; wird höchstens wieder lehren, aber nicht mit Andern Hand anlegen, um das gelehrte Gute zu Stande zu bringen; wird es vielleicht gar unter seiner Würde wähnen, für den kleinen Kreis der Gesellschaft seiner Vaterstadt zu wirken, zur Veredlung, zur Verschönerung des gesellschaftlichen Umgangs beyzutragen; weil der große Mann — nicht seiner Stadt, sondern der Welt angehören will.

Nicht minder nachtheilig als die Lesesucht ist die Spielsucht. Freylich ist es in manchen Gesellschaften Männern, die über das Liebeln hinaus sind, an Stadtneuigkeiten und Zeitungsnachrichten keinen Geschmack finden, und nicht verleumden mögen, nicht zu verargen, daß sie, aus Mangel besserer Unterhaltung, den Spieltisch aufsuchen: aber unläugbar ist es doch auch, daß die Hoffnung, den Ton des gesellschaftlichen Umgangs nach und nach zu veredeln und mehr Freude und Leben in unsere Gesellschaften zu bringen, immer mehr schwinden muß, je mehr die Spielsucht einreißt. Und leider! ist sie bey uns bis zur Wuth eingerissen! Leider haben wir schon eine Menge leidenschaftlicher Spieler, denen, selbst in besserer Gesellschaft, alles fehlt, so lange die Karten fehlen, die beym Spieltisch alles um sich herum vergessen, und Zeit, Geld, Gesundheit, frohen Sinn und oft auch ihre Ehrlichkeit verspielen!

Verdienter Sklavenlohn ist es, daß die Freude, das Kind der Freyheit, von uns gewichen ist, seit wir uns von der Mode

tyrannisieren lassen, und das tollste unter allen Gesetzbüchern, das Gesetzbuch der Etikette, angenommen haben!

Wer frohe Menschen in größern Gesellschaften sehen will, der besuche die Landleute, und etwa die unkultivierte Klasse der Bürger an ihren Freudenfesten und Lustgelagen. Bey den kultivierten sucht er sie vergebens. Das übermüthige Völklein der sogenannten vornehmen Welt war der sanftern Regierung der guten Mutter Natur überdrüssig, übertrat ihre Gesetze, und entzog sich ihrer Herrschaft; da übergab sie Zevs im gerechten Zorne zur strengern Zucht der Tyranney der Mode und des Hofzwangs — unter deren eisernem Joche sie jetzt seufzen und büßen müssen. Aerger wurden die Sklaven des Orients von ihren Zuchtmeistern auf dem Throne nicht gemißhandelt, als das arme Völklein, das der Natur ungetreu ward, von diesen Furien, den Töchtern der Heucheley und des Wahnsinnes. Kleidung, Gang, Stellung, Miene, Sprache, Bewegung

der Hand und des Fußes — alles ist ihren unnatürlichen Gesetzen unterworfen. „Das läßt nicht! Das schickt sich nicht! Was würden die Leute dazu sagen!" Das sind die Donnerworte, mit welchen sie ihre Sklaven in unterthänigstem Gehorsam erhalten. Ihr meint vielleicht, daß das: Es schickt sich nicht! sich auf ein höheres Gesetz der Vernunft und der Sittlichkeit beziehe. Liebe Menschen, Tugend ist noch nicht zur Mode geworden, am wenigsten bey dem Völklein, das die Natur verließ. Gesittet seyn, heißt bey ihnen, den Ton ihrer sogenannten guten Lebensart treffen. Nur die Miene der Tugend nehmen sie an, aber mit Grimassen und Uebertreibung; und Thoren dünken sich Weise, wenn sie ihr Gesicht zu grämlichen Ernst verziehen!

Mit dem Zauber des armseligsten Ehrgeitzes, der kleinlichsten Eitelkeit blenden die despotischen Beherrscherinnen der vornehmen Welt viele ihrer Knechte, daß sie, der Vernunft und ihrer bessern Einsicht zu Trotz, aus Gehorsam gegen ihre Gebieterin sich selbst in ihr Ver-

derben stürzen. Sie sollten als Gatten und Väter, vielleicht Versorger einer zahlreichen Familie, weniger Aufwand machen; aber es schickt sich nicht! Innerlich von bangen Nahrungssorgen gefoltert, erscheint man demnach mit äußerm Glanze in mancher kostspieligen Gesellschaft; macht selbst mit erkünstelter froher Miene den Wirth, verschwelgt die Einkünfte von mehrern Monathen in Einem Tage, stürzt sich immer tiefer in Schulden, bereitet sich und den Seinigen eine schreckliche Zukunft, muß am Ende wohl gar seine Gläubiger betriegen! — Aber wie kann man anders? Stand und Verbindung bringen es so mit sich, die gute Lebensart erfordert es, die Mode gebietet. Ach, es giebt viel glänzendes Elend! — Das Herz blutet einem, wenn man bey immer steigendem Luxus, bey Vermehrung der Bedürfnisse, ohne verhältnißmäßige Vermehrung der Mittel sie zu befriedigen, die vielen Sklaven der Mode, des Ehrgeitzes, der Eitelkeit sieht. Habt Mitleid mit den Unglücklichen, wenn sie — das Bild des häuslichen Elends und der traurigen Zukunft vor den Au-

gen — kaum im Stande sind, in euren glänzenden Gesellschaften eine frohe Miene zu erheucheln, aber unmöglich gute frohe Gesellschafter seyn können.

Auch das ist, so unglaublich es scheinen mag, dennoch ausgemachte Wahrheit: daß viele unsrer Modemenschen gar nicht in der Absicht in die Gesellschaft gehen, um sich zu vergnügen, sondern um zu glänzen, sich sehen zu lassen, Eroberungen zu machen, zu gefallen.

Und so liegt freylich die Schuld größten Theils an den Menschen selbst, wenn sie über Mangel an geselliger Freude klagen; aber doch auch zum Theil mit an ihren Einrichtungen, an der Form ihrer meisten Gesellschaften. Wie schwer ist es für den Mann, dessen Geist Bildung genug hat, um das Wahre, Schöne, Gute zu erkennen, zu empfinden, und zu begehren, aber nicht Bildung genug, um das Schlechtere ertragen, und nicht Geschmeidigkeit genug, um allen allerley werden zu können; wie schwer wird es einem solchen, dem unerträglichsten Gefühl der Langenweile in manchen größern

Gesellschaften zu entgehen, wo eine Menge ihm größten Theils unbekannter, zum Theil nur von einer nicht vortheilhaften Seite bekannter Personen, von verschiedenem Stande und noch verschiednerm Grade der Geistesbildung, mit einander — man weiß eigentlich selbst nicht recht, warum, zusammen kommen! An eine trauliche Unterredung ist nicht zu denken; gegen ein Körnchen Witz werden ganze Ladungen von Spreu ausgestreut; alles drängt sich um die Reichen, Großen und, versteht sich, wenn Weiber dabey sind, auch um die Schönen, und umwölkt sie mit Weihrauch. Diese und die Kleinmeister führen das große Wort und sprudeln Unsinn; und Zweydeutigkeiten, deren Deutung König Midas selbst ohne Mühe errathen hätte, werden, wo nicht laut beklatscht, doch mit gefälligem Lächeln aufgenommen, oder auch mit sanftem Fächerschlage — belohnt. Noch ein Mal: wie schwer ist es da dem Manne von einigem Geschmacke, froher Gesellschafter zu seyn — wenn er nicht glücklicher Weise bey Einer Person die andern vergessen, oder, so fern der strenge Wohl-

stand das erlaubt, sich selbst mitten im großen Zirkel einen kleinen bilden kann! *)

Und muß man nicht seiner Gesundheit feind seyn, ein paar Schüsseln mehr außerordentlich hoch anschlagen, und Verstand und Herz unter den Gehorsam des Gaumens gefangen nehmen, um bey den gewöhnlichen Gastmählern **) in manchen Häusern, wo man — dem Himmel sey's geklagt! — zu leben weiß, auszudauern? Und muß man nicht seiner Existenz überdrüssig seyn, um in mancher andern Gesellschaft halbe Tage lang Kegel schieben und Karten spielen zu sehen, oder selbst mitzuspielen? ***)

*) Nur daß man größern sehr gemischten Gesellschaften nicht ganz entsage, daß man auch den Schwachen ertragen lerne, um wenigstens zuweilen, wo nicht Allen alles, doch Vielen vieles zu werden.

**) Auch unsere Gastmähler sind gemeiniglich συμποσια und συνδειπνα, compotationes et concoenationes, nicht conuiuia — vbi maxime simul viuitur, wie es Cicero erkläret.

***) Auch die Verdrängung des gesellschaftlichen Gesanges hätte hier angeführt

Und wie nun zu helfen und zu bessern?

Freunde! wir sind nicht im Stande die Menschen umzubilden, nicht im Stande ihre Societäten und Eßgelage zu reformieren: aber wir können ihre Fehler *vermeiden*, können uns den Genuß des gesellschaftlichen Lebens verschönern, und können, wenn wir vereinigt ernstlich wollen, dann gewiß auch mittelbar auf Andere außer uns wirken, und vielleicht viel Gutes stiften. Dieß können wir durch Errichtung einer kleinern bessern Gesellschaft, wozu wir unsern K** B** R** ꝛc, die mit uns gleiches Bedürfniß fühlen, einladen, von denen wir, so weit ich sie kenne, keine abschlägliche Antwort zu befürchten, vielmehr die thätigste Theilnahme zu erwarten haben. Ich lege Ihnen zunächst meinen Plan zur Prüfung vor; wir theilen ihn dann auch unsern übrigen

werden können. Doch gehört dieß vielleicht auch unter das Gesetz der Mode: *es schickt sich nicht!* — Hierzu kömmt an unserm Orte der abstoßende Stolz *einiger* Vornehmen, oder vielmehr die kriechende Demuth *mancher* Nichtvornehmen in Gesellschaft mit jenen.

Freunden mit, benutzen ihren Rath, prüfen ihre Vorschläge, nehmen ihre Verbesserungen an, und entwerfen dann über die neu zu errichtende Gesellschaft ein kleines Gesetzbuch.

Meiner Meinung nach hätten wir hierbey vorzüglich auf folgende Punkte zu sehen:

1) Die Gesellschaft dürfte nicht zahlreich seyn.

2) Müßte aus lauter Männern bestehen, die wenigstens so viel Bildung hätten, um an Geistesunterhaltung Geschmack zu finden, und die mit einander freundschaftlich — wenn auch nicht Freunde im strengsten Sinne des Worts — umgehen könnten.

3) Die Versammlungen müßten selten und mit wenigem Aufwand verbunden seyn.

4) Man müßte, so viel nur immer möglich, das Angenehme mit dem Nützlichen, und

5) Freyheit mit gesetzmäßiger Ordnung zu vereinigen suchen.

6) Man müßte durch Mannigfaltigkeit der Unterhaltung jedem wenigstens etwas zu geben

suchen, was nach seinem Geschmack wäre, und — Doch wozu unnöthige Wiederholung, da dieß alles in dem Entwurfe der Gesetze, den ich Ihnen zur Prüfung und Verbesserung vorlege, enthalten ist?

Lieber noch ein paar Worte zur Beantwortung einiger Einwürfe, die man meinem Plane entgegen setzen könnte.

„Es scheint, als wenn wir nach dem angegebenen Plane mehr zur gemeinschaftlichen Arbeit, als zur Erholung und zum Vergnügen in Gesellschaft kämen.“

Aber gerade Mangel an allen Geistesbeschäftigungen erzeugte in den meisten zeitherigen Gesellschaften das unerträglichste Gefühl der Langenweile. Nachdenken ohne Anstrengung, so viel man selbst will, über Gegenstände, über die man mehr oder weniger schon vorher gedacht hat, oder die durch den Reitz der Neuheit fesseln; und das vorher Gedachte oder in dem Augenblick ungesucht Gefundene andern mittheilen, ist für den Mann von einiger Geistesbildung so wenig Arbeit, daß es ihm vielmehr nach

vollbrachter Arbeit die liebste Erholung ist. Und nun die Mannigfaltigkeit der leichten Geistesbeschäftigungen, die zum Theil bloß Spiele des Witzes und der Phantasie sind, mit in Anschlag gebracht: so wird gewiß keiner von uns unsere gemeinschaftlichen Abendstunden für Arbeitsstunden halten.

„Aber zu viel Gekünsteltes!"

Nicht mehr, als was der gegenwärtigen, durch Kunst, freylich zum Theil verwahrloseten, zum Theil aber auch veredelten Natur unserer Menschen angemessen ist. Unsere jetzige Staatsverfassung ist nicht das Werk der rohen Natur; aber bey allen ihren Mängeln befinden wir uns dennoch wohl dabey; wenigstens wird nicht leicht ein Bürger eines polizierten Staates Lust haben, in den natürlichen Zustand der Wilden zurück zu kehren.

Wir bereiten ein Gastmahl von verschiedenen Speisen. Freylich könnten wir uns mit Einer Schüssel begnügen; aber möglich wäre es doch auch, daß gerade diese Schüssel den meisten nicht behagen wollte; so ist es doch nicht zu

verachten, daß sie unter mehrern Schüsseln nach ihrem Geschmacke auswählen, oder, wenn sie verwöhnt sind, von mehrern Schüsseln kosten können. Oder vielmehr wir halten einen Pickenick, wozu jeder, der Verabredung gemäß, seinen Beytrag liefert. Und da wir den Fall erlebt haben, daß bey solchen Gelegenheiten, wenn keine bestimmte Verabredung genommen wurde, sich zuweilen einer auf den andern verlassen hatte, und dann einer mit dem andern fasten mußte; oder, daß unglücklicher Weise die meisten auf eine und dieselbe Speise verfallen waren, und, das Uebel zu vergrößern, gerade auf eine unverdauliche Speise: so haben wir auf die Zukunft bestimmtere Verabredung getroffen. Uebrigens bleibt, wie vorher, die Art der Zurichtung jedem überlassen. Was wäre in dieser Verabredung Gekünsteltes?

„Aber die freyere Unterredung, der Haupttheil der geselligen Unterhaltung, fällt dabey weg!“

Auch das nicht. Wir sorgen nur für guten Stoff, den wir dann in freyerer Unterredung bear-

bearbeiten. Ein Herzensgespräch hat seinen großen Werth; darf man aber, um aus dem Herzen zu sprechen, schlechterdings nicht vorher über die Materie, wovon man sprechen will, nachgedacht haben?

„Und endlich die neue Beschränkung der Freyheit! Lieber Gott, wir sind ohnedieß schon durch so mannigfaltige Bande gefesselt! Und wer den Menschen kennt, weiß, daß ihm manche engere Verbindung bloß deßwegen lästig fällt, weil er sich gebunden fühlt. Man thut ungern, was man thun muß!"

Sehr wahr an sich; nur glaube ich, die Anwendung paßt nicht auf unsere Gesellschaft. Denn erstens ließe sich's wohl leicht beweisen, daß unsere Gesetze die Freyheit weit weniger beschränken, als in andern Gesellschaften die Gesetze der Mode und des Hofzwangs, die aus unserm Zirkel verbannt sind. Und zweytens leuchtet der Unterschied ein zwischen einer Abhängigkeit von Gesetzen, die ich gezwungen annehmen mußte, und von denen ich mich nicht wieder los machen kann, und einer Abhängigkeit von Gesetzen, die ich freywillig annahm, und

zum Theil mir selbst vorschrieb, und, was die Hauptsache ist, von welcher ich mich zu jeder Stunde, so bald ich will, wieder lossagen kann!

Noch bestehen bey ungleich größerer Abhängigkeit, nicht bloß von Gesetzen und Einrichtungen, sondern auch wohl von unbekannten Obern, eine Menge geheimer Verbindungen; und zuverlässig suchte ein Theil der Verbündeten weder überirdische noch unterirdische Weisheit, sondern nur eine bessere Unterhaltung für Geist und Herz, als ihm die gewöhnlichen Gesellschaften gewährten, und blieb gern im Orden, wenn er fand was er suchte. Wir dürfen hoffen, daß in einer Gesellschaft, die zwischen geheimen Orden und Alltagsgesellschaften mitten innen steht, wo der, welcher bessere Unterhaltung sucht, das findet was er sucht, ohne manches andere, was er nicht suchte und nicht wünschte, mitnehmen zu müssen, die Beobachtung unserer leichten Gesetze keinem lästig fallen werde.

Freunde, so weit ich unsern K**, B**, R** 2c. kenne, die mit uns gleiches Bedürfniß

und gleiche Sehnsucht nach besserer Gesellschaft fühlen, dürfen wir dieses mit Zuversicht hoffen. Ich mache nicht gern den Propheten, ich würde sonst prophezeihen: man werde in kurzen wünschen, daß beide wöchentliche Versammlungen nach den Gesetzen möchten gehalten werden. *) Zum Voraus würde ich sie aber auch bey Eintretung dieses Falls bitten, diesen Wunsch nicht zu befriedigen, theils um nicht zu übersättigen, theils um das Bessere durch den Gegensatz desto augenscheinlicher zu erheben.

Lassen Sie uns nur die kleine Mühe, die besonders zu Anfange nöthig seyn möchte, nicht scheuen, und selbst manches kleine Opfer willig darbringen, um dieses unser gemeinschaftliches und gewiß gute Werk fester zu begründen! Gern wollen wir z. B. die Stelle des Ersten — wenn Sie anders einen Ersten anzunehmen für gut finden — jedem andern überlassen; bey Vorlesungen da, wo am meisten zu tadeln wäre, am wenigsten tadeln; und überhaupt alles,

*) Eine Prophezeihung, die wörtlich in Erfüllung gegangen ist. D. V.

was uns Menschenkenntniß und Klugheit lehrt, anwenden, um unsere übrigen Freunde bey Lust und gutem Muthe zu erhalten. Manche schöne genossene Stunde, und manches durch unsere Vereinigung bewirkte Gute, wird uns für diese kleine Mühe überreichen Ersatz gewähren.

II.

Gesetze der Gesellschaft freyer Männer.

1.

Unsere Gesellschaft heißt die Gesellschaft freyer Männer. Die Freymüthigkeit, mit welcher jeder in unsern Versammlungen laut sagt, was ihm wahr scheint, ohne Furcht deßhalb verketzert zu werden; und der Vorzug, daß wir nicht — wie vielleicht in manchen Gesellschaften — von den willkührlichen Befehlen eines andern Mitgliedes, sondern bloß von freywillig angenommenen Gesetzen abhängen, berechtigt uns zu diesem Namen.

2.

Genuß geselliger Freude, erhöhter Lebensgenuß im trauten Kreise edler Freunde, ist der

erste Zweck unserer Vereinigung; wir hoffen aber hierbey das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und vielleicht vereinigt manches Gute zu wirken, das einzeln keinem möglich gewesen wäre.

3.

Niemand kann ohne allgemeine Uebereinstimmung aufgenommen werden, den einzigen nicht leicht zu befürchtenden Fall ausgenommen: daß nur Einer, ohne Ursachen anzugeben, dem in Vorschlag Gebrachten, den alle andere aufzunehmen wünschten, den Eintritt versagen wollte.

4.

Jeder ist verbunden, so lange er Mitglied der Gesellschaft bleiben will, den Gesetzen gemäß zu handeln, darf aber zu jeder Zeit, wenn es ihm beliebt, die Gesellschaft wieder verlassen. Nur muß er dann der Gesellschaft mündlich oder schriftlich sein Ehrenwort geben: das ihm vorher bewiesene Zutrauen nie zum Schaden eines freyen Mannes zu mißbrauchen; nie eine

der Gesellschaft mitgetheilte freyere Meinung einem andern als Meinung eines unserer Mitglieder zu verrathen. Jeder muß gleich beym Eintritt in die Gesellschaft auf Ehre geloben, daß er besonders dieses Gesetz treulich beobachten wolle.

5.

Wir versammeln uns in dem Winter-halben-Jahre (vom Oktober an gerechnet bis zum Ausgange des März) wöchentlich zwey Mal. Ein Mal zur bloßen Unterredung, ohne gesetzliche Form, und Ein Mal nach dem Gesetze. An einem bestimmten Orte, wo die Miethe gemeinschaftlich bezahlt wird, und wohin jeder seinen Wein, oder was ihm sonst zu trinken beliebt, bringen oder durch den Wirth besorgen läßt, kommen wir an den festgesetzten Tagen Abends nach Tische.

6.

Mit dem Glockenschlage der verabredeten Stunde beginnt in den wöchentlichen gesetzmäßigen Zusammenkünften die Unter-

haltung. Wer später kommt, zahlt eine bestimmte Geldstrafe, wofern er nicht, auf das Wort eines freyen Mannes, versichern kann, daß er hinreichende Entschuldigung habe; welches ihm auf sein Wort, ohne daß er seine Entschuldigung der Gesellschaft anzuzeigen hat, geglaubt wird.

7.

Wer gar nicht kommen kann, muß seinen Beytrag zur Unterhaltung schriftlich einschicken, oder muß im Unterlassungsfalle eine bestimmte Geldstrafe erlegen. Doch wieder mit der im vorhergehenden Gesetze angegebenen Ausnahme. (Er ist frey von Strafe, wenn er auf das Wort eines freyen Mannes versichert, daß er ohne Schuld, durch überraschende Abhaltung, sey verhindert worden, seinen Beytrag aufzuschreiben.)

8.

Vierteljährig ist Wahltag, wo durch die meisten Stimmen einer als Erster ernannt

wird, der über Beobachtung der Gesetze hält, und die Unterhaltungen in der Gesellschaft ordnet; und einer als Sekretär, der über jede Versammlung das Protokoll und Rechnung führt. Beide haben übrigens vor den andern Brüdern keinen Vorzug. Doch ist der Sekretär von wöchentlichen Beyträgen an Gelde befreyt.

9.

Der alte Sekretär kann — aber immer durch neue Wahl — in seiner Stelle, so oft die Gesellschaft will, bestätigt werden. *) Aber der Erste im verflossenen Vierteljahre, ist für das nächst folgende Vierteljahr zu dieser

*) Dieß: von neuen wahlfähig seyn, in Verbindung mit dem (8) von wöchentlichen Geldbeyträgen befreyt zu seyn, wird eine edelmüthige Gesellschaft weislich zu benutzen wissen. — Es versteht sich, daß diese für eine solche Gesellschaft überflüssige Bemerkung nicht im Gesetzbuche aufgeschrieben wird.

Stelle (zum Primat) nicht wieder wahlfähig. *)

10.

Der Erste vertritt zugleich die Stelle des abwesenden Sekretärs, und dieser die Stelle des abwesenden Ersten.

11.

Bey Wahlen wird immer, und sonst, wo es die Gesellschaft gut findet, verdeckt votiert.

Beylage.

Die ersten Mitglieder losen, unter welcher Zahl sie aufgeschrieben werden. Der Neuaufgenommene bekömmt die nächst folgende Zahl. Statt des Namens wird oft die Zahl der Person genannt, und (eine kleine Erleichterung für den Sekretär zum Geschwindschreiben)

*) Mögliche Anmaßung von Präpotenz zu verhüten — die Unterhaltungen durch diese kleine Abänderung zu beleben — manchen zu ermuntern ꝛc.

geschrieben, und dadurch in der Gesellschaft mit dem Namen gleichbedeutend. Von jeder dieser Zahlen wird ein Vorrath, auf Papier geschrieben, in einem Kästchen verwahrt, aus welchem dann bey Wahlen jeder die den Namen dessen, dem er seine Stimme geben will, bezeichnende Zahl herausnimmt, und in den Wahltopf einwirft. Auch können diese Zahlen bey andern verdeckten Stimmensammlungen ihre Bezeichnung erhalten.

12.

In den gesetzmäßigen Versammlungen wird

a) die Versammlung durch Anrede des Ersten mit dem Glockenschlage eröffnet;

b) das Protokoll von voriger Versammlung vom Sekretär vorgelesen;

c) eine in vorhergehender Versammlung aufgegebene Frage — am liebsten die Frage: ob und wie ein Vorschlag zu Verbesserungen (in oder außer der Gesellschaft) ausgeführt werden könne? — von jedem freyen Manne mündlich, oder was man lieber sehen würde — schriftlich beantwortet.

Beylage.

Die Beantwortungen über interessante Fragen werden vom Ersten, oder einem andern Mitgliede, das die Gesellschaft darum ersucht, epitomiert zum Protokolle gelegt.

d) Eine Vorlesung oder Rede gehalten.

Beylage.

1) Eine eigene, wenn auch noch so kurze Ausarbeitung, wird vorgezogen, Vorlesung fremder Arbeit angenommen.

2) Jeder muß, wenn die Reihe an ihm ist, die Vorlesung selbst halten, oder, wenn er nicht in die Versammlung kommen könnte, einem andern deßhalb Auftrag ertheilen.

3) Ueber die gehaltene Vorlesung muß jedes Mitglied etwas — und beträfe es auch nur die Verschluckung einer Sylbe, oder einen noch so unbeträchtlichen Fehler gegen das Gut lesen — tadeln; — und darf niemand etwas loben. (Das gesetzmäßige muß sichert den Tadelnden, — der ohnehin bey wichtigern Bemerkungen nur

sagt, was ihm nicht richtig oder nicht schön gesagt schiene — daß der Vorleser sich dadurch nicht beleidigt glauben kann. Aber Nichtlob ist für manchen beleidigender Tadel, wenn er, eben so wohl wie andere Gelobte, Lob verdient zu haben glaubt.)

4) Statt der Vorlesung können zuweilen auf Antrag des Ersten Excerpte *) aus andern Büchern — von jedem Mitgliede einige — geliefert werden.

e) Jeder giebt noch einen kleinen Beytrag zur frohern Unterhaltung — eine Anekdote, kleines Gedicht, witzigen oder auch nur scherzhaften Einfall ꝛc. — was er gehört, gelesen oder selbst gedacht hat.

13.

In jeder wöchentlichen Versammlung wird von allen Mitgliedern der Gesellschaft (den Sekretär ausgenommen) ein kleiner bestimmter Bey-

*) Dieß bunte Quodlibet von Excerpten, mit eingewebten eigenen Bemerkungen, war immer sehr unterhaltend.

trag an Gelde geliefert, so viel man nöthig zu haben glaubt, um den jedesmaligen Wahltag als Festtag mit einem freundschaftlichen Mahle zu feiern. *) Die Gesellschaft ernennt eines ihrer Mitglieder, die bessere Anordnung des freundschaftlichen Mahls, Abschrift zweckmäßiger Lieder zum Gesange u. dergl. zu besorgen. **)

14.

In den schon oben genannten Wahltopf wird in jeder Versammlung ein verdeckter Beytrag für edlere Arme gesammelt, welcher an unsern Festtagen auf die beste Art verwendet

*) Zu gleichem Gebrauche werden die eingegangenen Strafgelder verwendet.

**) Oft haben wir einen glücklichen Einfall des anordnenden Freundes, einer kleinen Ueberraschung, einer Veränderung der gewöhnlichen Formen unsere schönsten Abende zu verdanken gehabt. Wie wenig bedarf es oft, gewisse Dichterseelen zur höchsten Freude aufzustimmen, deren Freude sich dann über den ganzen trauten Kreis wohlthätig verbreitet! O daß sich doch die Menschen besser aufs Frohseyn verständen!

wir. — Schon der Gedanke: ein edler Arme freut sich heute mit uns, erhöht und verschönert unsere Freude.

15.

Jedes Mitglied hat das Recht, wegen Abschaffung oder Abänderung eines alten Gesetzes, oder Aufnahme eines neuen, Vorschläge zu thun; wo dann in der nächstfolgenden Versammlung durch die meisten Stimmen ausgemacht wird, ob

a) der Vorschlag angenommen, oder

b) verworfen, oder

c) erst nach Verfluß einiger Zeit, auf neuen Antrag, entschieden werden, *) oder

d) nur auf einige Zeit zur Probe angenommen werden solle? Die Entscheidung a) gilt nur bey größerm Uebergewichte der Stimmen —

*) Schon als bloße Milderung von b) hätte c) sein Gutes. Es giebt aber Fälle, wo c) nicht bloß Euphemismus ist. Es kann mir etwas nach einiger Zeit nützlich werden, was mir es jetzt noch nicht ist.

wenigstens zwey gegen eine; denn wir wünschen, daß die Gesetze nicht ohne wichtige Gründe verändert oder vervielfältigt werden mögen. *)

16.

Streit und Zwist der Glieder unter einander zerrütten den ganzen Körper, untergraben die Grundfeste jeder Gesellschaft. Jeder freye Mann wird um deßwillen allen Anlaß zu Streitigkeiten vermeiden, und wo er es nicht ganz vermeiden konnte, doch gern die Hand zur Versöhnung reichen, um der Gesellschaft willen.

Sobald der Erste besorgt, daß eine Unterredung in der Versammlung den Frieden stören möchte, so gebietet er unter Autorität dieses Ge-

*) Nur ein eitles Geschöpf, nicht ein freyer Mann, könnte es für Beleidigung halten, wenn andere nicht seiner Meinung wären, und seinen Vorschlag nicht für so gut und nützlich hielten, als er selbst. Der freye Mann wird andern keine Wohlthat — wäre es auch wirklich Wohlthat — aufdringen wollen. Das an sich noch so Gute ist deßwegen noch nicht gut für mich.

Gesetzes, daß in der heutigen Versammlung nichts mehr von dem Gegenstande gesprochen werde. Wer nach dieser Aufforderung nicht Folge leistet, wird noch Einmal an das Gesetz erinnert, und muß, wenn diese Erinnerung fruchtlos bliebe, sich aus der Gesellschaft entfernen. In der letzten Versammlung vor einem Festtage bittet der Erste jeden, der nicht mit freundschaftlichem Herzen allen Mitgliedern der Gesellschaft die Hand reichen könne, daß er aus Achtung gegen die Gesellschaft, und um nicht die Freude anderer zu stören, an dem nächsten Freundschaftsmahle nicht Theil nehmen möge; es wäre denn, daß er die edle Absicht hätte, dort seinem Gegner den Becher der Freundschaft zu bringen. Uebrigens nimmt die Gesellschaft von Zwisten einzelner Mitglieder, die außer der Versammlung vorfielen, keine Notiz, bis sie selbst die Gesellschaft zu Richtern auffordern.

17.

Der durch wiederholte Warnung nicht zu bessernde Sklave unsittlicher Leidenschaften begiebt

sich von selbst des Rechts, Mitglied der Gesellschaft freyer Männer zu seyn.

18.

Aber gesegnet sey uns das Gedächtniß der Edlen spät noch nach ihrem Tode! Alljährlich heiligen wir ihrem Andenken eine feierliche Abendstunde.

19.

Vorschlag von St**, angenommen den 7. Sept. 17**.

Wir wollen hoffen, daß wir sobald nicht in die traurige Nothwendigkeit gesetzt werden, dieses 18te Gesetz in Ausübung zu bringen. Aber seelenerhebend ist mir der Gedanke, jährlich eine feierliche Stunde mit meinen Freunden dem Andenken edler Menschen, die im vergangenen Jahre starben, zu heiligen. *) Aufmerksam wird dann

*) Schlichtegrolls Nekrolog an einem solchen Tage, zur Vorbereitung für einen solchen Abend gelesen — welch ein Tag, welch ein Abend müßte das werden!

K. St.

jeder die zerstreuten Züge schöner Menschheit sammeln, und sie oft finden, wo er sie nie zu finden geglaubt hatte, oft am Grabeshügel des armen Tagelöhners reiche Ernte haben. Mit Wonnegefühl hören und erzählen wir von Edelthaten, die Menschen, unsere Brüder, vollbrachten, und mit gestärktem Glauben an Tugend schlagen wir Hand in Hand: Brüder, wir wollen gut seyn!

III.

Einige in Vorschlag gebrachte neue Gesetze, über welche die Gesellschaft der freyen Männer theils nach c, theils nach d, Ges. 15. entschieden hat.

1.

Zu den im 12ten Gesetze vorgeschriebenen Unterhaltungen kommen hinzu:

f) daß einige Mitglieder zuweilen, auf Antrag des Ersten, die in einem allgemein gelobten Buche aufgefundenen Fehler, oder aus einem allgemein getadelten Buche das aufgefundene Gute der Gesellschaft mittheilen;

g) daß es überhaupt dem Ersten vergönnt seyn soll, in jeder dritten Versammlung neue, nicht durch das Gesetz bestimmte Unterhaltungen anzuordnen.

2.

Würde es nicht viel zur Verschönerung unsers freundschaftlichen Mahles an unsern Festtagen beytragen, wenn jedes freyen Mannes Gattin, Schwester oder Freundin an diesem Mahle Theil nähme?

3.

Schade, daß das Gesetz edler Freundschaft: Tadle deinen Freund, um ihn zu bessern! nicht in unserm Gesetzbuche steht! Und — Sie verstatten mir, freymüthig meine Meinung zu sagen! — scheint es nicht ungereimt, daß wir den Freund, der gegen die so unstäten Regeln der Kunst fehlte, tadeln müssen, und nicht auch den, der gegen die ewigen, heiligen Gesetze der Sittlichkeit sündigte? Noch haben wir keine Erfahrung gemacht, daß jener Tadel den Frieden der Gesellschaft gestört hätte — weil jeder that, was er gesetzmäßig thun mußte; warum sollten wir nicht hoffen, auch bey moralischem Tadel unsern Zweck zu erreichen, wenn es uns eben so durch's Gesetz zur Pflicht gemacht würde? Wer weiß nicht, daß die meisten

Menschen lieber ihr Herz als ihren Kopf in Anspruch nehmen lassen, sich weniger beleidigt fühlen, wenn man ihnen sagt, daß sie nicht recht gehandelt hätten, als wenn man ihren Witz nicht für Witz gelten lassen, ihre Geisteskinder, wären sie auch noch so verkrüppelt, nicht schön finden will?

Indeß würde ich doch selbst aus Liebe zum Frieden rathen, die Regeln der Vorsicht und Klugheit bey diesem moralischen Tadel zu beobachten, und bringe deßhalb in Vorschlag:

Wir wollen vierteljährlich Ein Mal Sittengericht halten; einem freyen Manne den Auftrag ertheilen, durch eine zweckmäßige Rede die Gemüther vorzubereiten; dann Hand in Hand geloben, mit freundschaftlichem Herzen Wahrheit zu sagen und Wahrheit anzunehmen; hierauf einem nach dem andern offenherzig sagen, was wir ihm zu sagen wissen, und zum Schlusse den Becher der Freundschaft leeren.

Sollte etwa (was ich bey der gebrauchten Vorsicht nicht befürchte) laut gesagter Tadel

dennoch manchem bedenklich scheinen: so gebe jeder nach gehaltener Rede seinen Tadel dem, an welchem er etwas Tadelnswürdiges bemerkte, schriftlich, *) so ist auch diese Bedenklichkeit gehoben. Nur gestehe ich, daß mir die erste Methode lieber wäre, weil sie dem Charakter freyer Männer angemessener ist.

4.

Jeder freye Mann übergiebt der Gesellschaft ein vollständiges Verzeichniß seiner Bücher, um sie allen Mitgliedern auf Verlangen zu leihen.

5.

Es wäre zu wünschen, daß dem Ersten zur Aufrechthaltung guter Ordnung in der Ver-

*) Am besten wäre es wohl, wenn jeder, ohne Ausnahme, auch dem, welchem er nichts zu sagen hätte, ein verschlossenes Papier überreichte, und wenn dann die Papiere verbrannt und alle Nachreden untersagt würden. (Beleidigen würde es sonst, wenn etwa nur einem oder zweyen mehrere solcher Gerichtspapiere überreicht würden.)

sammlung der freyen Männer und zu freyerer Betriebsamkeit, wovon die Gesellschaft selbst Gewinn haben würde, mehrere Vorrechte eingeräumt würden. Z. B. daß er die Unterhaltungen nach Willkühr anordnete, und nur immer in der vorhergehenden Versammlung genau bestimmte, was in der nächst folgenden abgehandelt werden sollte. Mißbrauch dieser durch Gesetze bestimmten Vorrechte würde schon deßwegen nicht zu besorgen seyn, weil sie durch Gesetze bestimmt wären. Ueberdieß aber würde an jedem Wahltage von dem Sekretär, nachdem der Erste Abtritt genommen, Umfrage gehalten: was jeder zum Lobe oder zum Tadel des zeitherigen Ersten in Rücksicht auf die Verwaltung seines Amtes zu sagen wisse? Ueber etwanigen Tadel würde ihm Verantwortung abgefordert, und dann von der Gesellschaft entschieden, ob er mit dem Urtheile:

a) daß die Gesellschaft mit der Verwaltung seines Amtes nicht ganz zufrieden, oder

b) zufrieden, oder

c) sehr zufrieden sey — zu entlassen wäre.

Bey außerordentlichen Verdiensten, welche die Gesellschaft einstimmig anerkennte, könnte ihm noch eine besondere Ehrenbelohnung von der Gesellschaft ertheilt werden.

IV.

Reden und Vorlesungen in der Gesellschaft der freyen Männer gehalten.

I.

Ueber Schillers Lied an die Freude.

Mit gefurchter Stirn, und zur Erde gesenktem Blick einher zu schleichen, die Erde, um des Himmels willen, verachten, und ihre Freuden verdammen — nein; das kann dem Gotte, der die Erde so schön und des Menschen Herz für die Freude so empfänglich schuf, unmöglich gefallen, und kann unmöglich Weisheit seyn!

Mit freyer entwölkter Stirn, mit der Miene voll Heiterkeit, mit dem Auge, wo denkender, aber nicht trauriger Ernst mit stiller Seelenruhe sanft zusammen schmelzt, denke ich mir das Bild

des Weisen. Und es scheint mir nicht bloße Dichteridee, sondern das Resultat ächter Philosophie zu seyn: lerne des Lebens Leiden mit Hinsicht auf den hohen Zweck deiner sittlichen Veredlung standhaft ertragen, und des Lebens Freuden an der Hand der Tugend genießen!

„Also dein Weiser wird nicht, wie weiland Thor Heraklit, sein Leben verweinen, aber desto Demokritischer lachen?“

Immerhin, wenn er wie Wielands Demokritus lacht! In der Regel aber wird er beide Extreme vermeiden; wird nur selten zu seinem Freudenmahle „das Lachen, die Hände gestemmt in keuchende Seiten,“ einladen, aber auch nur selten einer schwermüthigen Empfindung mit schwärmerischem Wohlbehagen nachhängen. Er wird mit theilnehmendem Herzen den Leiden seines Bruders eine Thräne weinen; ist Mensch, und schämt sich der sanftern Gefühle der Menschheit nicht; aber er wird nicht winseln, und nicht durch Nährung schwarzer Melancholie nach dem zweydeutigen Adel der weichgeschaffenen Seelen ringen. Er weinet mit den Weinenden, aber schwemmt nicht mit Thränenfluthen die Energie

der Seele, und den Göttertrieb, dem Leidenden zu helfen, hinweg. Sein Entschluß zu helfen wird, wo möglich, That, und dann blickt er wieder heiter zu Gottes Himmel empor — sieht nicht die ganze Welt in Flor gehüllt, weil eine Bahre vor seinem Hause hingetragen wurde.

Er freut sich mit den Fröhlichen, und freut sich mit ganzer Seele. Jeder Thautropfen, der im Grase perlt, jede Blume, die ihm entgegen duftet, perlt und duftet ihm Freude; Wüsten schafft er sich in lachende Fluren, die Erde in Himmel um.

Er verschönert und veredelt sich die kleinern Freuden des Lebens, und genießt da als Geist, wo tausend andre bloß für's Thier leben.

Freylich wird er in euren Alltagszirkeln, wo er sich nicht mittheilen kann, wo er nicht verstanden wird, nicht den unterhaltenden Gesellschafter nach dem Modeschnitte machen. — „Der verkennet den Scherz, hat von den Grazien keine Miene belauscht, der es nicht fassen kann, daß sich der Liebling der Freude nur mit sokratischen Freunden freut!“ Aber gebt ihm diese Freunde, und er freut sich mit ihnen, wie sich die Seligen freuen.

Beym trauten Freundschaftsmahle, „beym sokratischen Becher von der thauenden Rose umkränzt,“ welche Gedanken, welche Empfindungen heben dann seine Brust empor, und entflammen ihn zum Gottgefühl!

Keine Sprache ist im Stande, auch nur den tausendsten Theil dieses Gefühls auszudrücken. Mehr noch, als Lessings Mahler in Emilia Galotti, auf dem langen Wege vom Herzen zum Pinsel, geht ihm verloren, wenn er es in todte Worte übertragen soll; und doch ist das, was ihm todte Worte waren, für die Millionen von Menschengeschöpfen, wie ihr sie täglich seht, mehr als sie fassen können. Und weil sie es denn nicht fassen können; so muß Enthusiasmus Schwärmerey, und der hellste Abglanz vom Strale des göttlichen Lichts Fieberhitze heißen. Wundert's euch, daß ihr seine Sprache nicht versteht? Laßt euch das nicht wundern, denn um sie zu verstehen, müßtet ihr selbst geläuterten Sinn für's höchste Schöne haben, müßtet ihr selbst mit diesen Ideen, mit diesen Empfindungen vertraut seyn: dazu gehört nun aber freylich

mehr, als nach euren Theorien der schönen Künste und Wissenschaften zu kunstrichtern. — —

Meiner Empfindung nach ist es lange keinem Dichter so gut gelungen, den höchsten Grad von Enthusiasmus der edelsten Freude so ausdrucksvoll in die Sprache überzutragen, als dem Sänger des Liedes, das schon oft in diesem Zirkel ihm nachgesungen worden ist, und hoffentlich auch heute mit zwiefacher Theilnehmung, und mit Herzensdank gegen den edlen Sänger der Freude, gesungen werden wird. Und dieß wird meine Wahl rechtfertigen, wenn ich an diesem, der Freude geweihten Tage Ihnen, Verehrteste, meine Meinung über einige kühnere Ausdrücke dieses Liedes und über den Tadel einiger unzünftigen Kunstrichter zur Prüfung vorlege.

Schiller's großes Lied an die Freude ist von Vielen mit dem verdientesten Beyfall aufgenommen, aber auch von noch Mehrern getadelt worden. Freylich ist nun wohl der Tadel der Menge von Isaschars zahlreicher Nachkommenschaft für einen Schiller mehr Ehre, als ihr lautes Lob seyn würde: aber wenn auch Män-

ner von Gewicht, die sie sich wenigstens zu seyn dünken, sich auf die Seite des großen Haufens schlagen, und ihren Tadel mit Gründen beweisen wollen: so scheint es doch der Mühe werth, ihre Gründe zu prüfen.

Ihr erster Tadel trifft nicht sowohl das Lied selbst, als die Schubartische*) Komposition. Kunstkenner behaupten, in dieser Komposition unverzeihliche Fehler gegen die Grundsätze der Tonkunst zu finden. Da aber diese Fehler, wie die Herren selbst gestehen, auch von A B C Schülern in der Musik aufgefunden werden können; Schubart aber bekanntlich als competenter Richter in Kunstprodukten der Musik anerkannt worden ist: so läßt sich doch wohl vermuthen, daß ihm jene angenommene Grundgesetze nicht allein unbekannt gewesen seyn mögen, und daß er dann wohl nicht ganz ohne Grund den

*) Aber hat auch der — nun verstorbene — Schubart diese Melodie gemacht? Erst vor kurzen hörte ich, daß sie einem andern — aber auch Meister in der Kunst — zugeschrieben werde.
K. St.

bekannten Regeln entgegen handelte. Wie? wenn er eben durch diese Dissonanzen mit dem Dichter desto harmonischer Hand in Hand ginge? Wie? wenn gerade der ungebahntere, nicht nach Winkelmaß und Richtschnur abgemessene, Gang für den Garten, der nach keiner französischen Gärtnerregel zugestutzt war, der passendste, der schicklichste wäre? —

Und sollte nicht in Werken des Geschmacks das Urtheil der natürlichen ungekünstelten Empfindung mehr als die Stimme irgend eines kunstrichterlichen Dictators gelten? Ich glaube es; doch mag ich als Laie nicht mit dem reitzbaren Völklein der Kleriker rechten. Und am Ende auch zugegeben, daß die Musik nicht ganz gut sey; so kann ja dieß doch unmöglich den Werth des Liedes an sich vermindern.

Die aber, die das Lied selbst tadelten, haben es wahrscheinlich nicht ganz verstanden.

Ein Herr Diaconus aus F**hausen fand die ersten Verse dieses Liedes, das ihm von einem Freunde vorgelesen wurde, vortrefflich; aber er ergrimmte im Geiste, und sprach das Verdammungsurtheil über das unheilige Lied, als die

Stelle

Stelle kam: Allen Sündern soll vergeben, und die Hölle nicht mehr seyn! „Nein," schrie er, „die Hölle soll man uns nicht nehmen!"

„Aber ist's nicht auch wirklich ein sehr heterodoxer Gedanke?"

Es gab Männer, welche geradezu behaupteten: daß die gewöhnliche Vorstellung von Ewigkeit der Höllenstrafen der tollste Widerspruch wäre, der je in einem ungeordneten Kopfe hätte entstehen können. Denn, sagten sie, der größte Schmerz erzeugt durch die Länge der Zeit entweder Gefühllosigkeit, oder der überstraff gespannte Bogen springt. Sollte dieß verhindert werden, so müßte der leidende Geist bey steigendem Schmerz auch erhöhtes Kraftgefühl erhalten, um ihn ertragen und immerfort fühlen zu können. Kraftgefühl ist aber an sich Glück! — Nun denkt euch steigendes Glück und Unglück in Parallele; und wenn ihr das könnt, so könnt ihr euch auch denken, daß Ein Ding zu gleicher Zeit seyn und auch nicht seyn könne. Und was sagt ihr zu der Vorstellung: daß der Ewiggute irgend einem seiner Geschöpfe seine Kräfte immer mehr

erhöht, um es für den Schmerz desto fühlbarer zu erhalten?

Andere Männer, in allen theologischen Kenntnissen eingeweiht, behaupteten, daß diese Lehre gar nicht biblisch sey. Sie setzten hinzu, daß Vergehung, in einem spannelangen Leben begangen, mit ewigen Strafen schlechterdings in gar keinem Verhältnisse stehe, und daß der Ewiggute, der seine Sonne aufgehen lasse über Böse und Gute, und regnen über Gerechte und Ungerechte, unendlich gütiger*) wäre, als die ganze Schaar der Zeloten. Freylich würde der Böse, durch langsamern Fortschritt in moralischer Veredlung, auf immer an barer Glückseligkeit verlieren, und das Bewußtseyn seiner Schuld würde dort noch seine Hölle seyn: nur müßte man das Positive von ewigen Höllenstrafen absondern, wenn man die Gottheit nicht lästern wolle. Laßt uns, liebe Menschen, rufen

*) Herr Hofrath Wieland macht hierbey die Anmerkung im Merkur: (5tes St. 1793) „Ich hätte lieber gerechter gesagt;" die ich unterschreibe.

sie mit heiliger Begeisterung aus, laßt uns gut seyn aus Liebe zu Gott und der Tugend, und nicht aus Furcht vor der Hölle!

Es ist hier nicht der Ort, sich in diese theologischen Streitigkeiten weitläufiger einzulassen: aber das wird man doch zugestehen, daß es kein unchristlicher Wunsch sey, zu wünschen, daß Gott allen Sündern vergeben, und die Hölle vernichten möge! Und mehr wollte der Sänger des erhabenen Liedes auch nicht sagen. Er will keinem, der die Hölle nöthig hat, seine Hölle nehmen: aber in dem Gefühl von Freude, in welchem er die ganze Menschheit umarmt:

„Seyd umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

wünscht er, daß alle Wesen mit ihm froh und glücklich seyn mögen: und wer ihm das nicht nachwünschen kann — den armen Sünder bemitleiden wir. Ich wenigstens werde, bey aller meiner Rechtgläubigkeit, immer mit vollem Herzen singen:

Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn!

„Aber, aber, dieses Glas dem guten Geist! nein; das ist abscheulich! Denkt! dem lieben Gotte eine Gesundheit zutrinken wollen!“

Es ist wahr, nach dieser Vorstellung ist der Ausdruck sehr unschicklich; aber wer erlaubte euch auch, dem Dichter ein so grobes Bild unterzuschieben?

Beym freundschaftlichen Mahle froh, wie ein Seliger Gottes, fordert der Dichter seine Freunde auf:

Danket dem Herrn!
Er gab uns Freundschaft, gab uns Wein,
Gab diese sel'ge Stunde;
Auf, laßt uns, laßt uns dankbar seyn,
Lobt ihn mit Herz und Munde!
Und unsre Freude und Gesang
Ist unserm guten Vater Dank.
Danket dem Herrn!
Danket dem Herrn!

Und diese fromme Empfindung drückt er dichterisch unter dem Bilde von Opfer aus. Zwar bedarf der Ewige eurer Opfer nicht, und eure Opfer und Gebräuche und Außenwerke sind an sich nicht Gottesverehrung, nicht Verehrung des Heiligsten, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet, nur durch Tugend verehrt seyn will: aber die fromme Empfindung des Danks, die dadurch lebhafter wird, und euch ermuntert, Gottes gute Gabe desto froher, mit Theilnehmung des Herzens zu genießen — diese fromme Empfindung ist ihm angenehm; darum weihet ihm eure Opfer!

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Um etwas wichtiger, als jene Vorwürfe der Zeloten sind, scheint mir der Tadel, welcher den Schluß der ersten Strophe betrifft:

Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!

„Ist es erhaben," fragt man, „der Gottheit, welche das Weltall nicht umfasset, irgend einen bestimmten Ort, wäre es auch das Sternenzelt, zur Wohnung anzuweisen?"

Man könnte antworten, daß die richtige Erklärung von dem herrlichen, nur, leider! sehr gemißbrauchten Gebete: Unser Vater im Himmel ꝛc. auch hierher passe, nach welcher gerade der Ausdruck: im Himmel, der Vorstellung von Beschränktheit entgegen wirkt.

„Du, nicht bloß Gott auf Zion oder Garizim, nicht bloß der Juden, oder Samaritaner, oder auch der Christen Gott — Gott überall, so weit die Himmel reichen!"

Und wie? wenn der Geist, der sich zu dem Vater über'm Sternenzelt erhebt, in noch erweitertem Gesichtskreise, nicht bloß den Gott der Völker, die den Erdkreis bewohnen, auch den Gott und Vater der Sternenbewohner sähe, den Vater alles Lebens, der seine milde Hand aufthut, und in allen seinen ungemessenen, ungezählten Welten Lebensgenuß und Freude verbreitet — sättiget und segnet alles, was da lebet, mit Wohlgefallen?

Sollte man ja hier eine kleine Abänderung wünschen, so wäre es die: daß der Dichter statt des Wortes wohnen, etwa seyn oder irgend ein anderes hätte wählen können. Wenigstens gestehe ich, daß auch ich — vielleicht zu sehr an den Sprachgebrauch geheftet — bey diesem wohnen etwas zu Beschränktes — ich weiß nicht ob ich soll sagen zu denken oder zu fühlen, gewohnt bin.

Und, Freunde, ich wage hier noch ein anderes Geständniß: daß der Ausgang der schönen Strophe:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn;
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seine Jubel ein!
Ja; wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus unserm Bund!

für mein Gefühl etwas äußerst Unangenehmes hat, und mir mit den andern Empfindungen des Wohlwollens, der höchsten, reinsten Humanität,

die das Lied athmet, zu stark zu kontrastieren scheint.

Ach! der Mann, der keinen Freund hat, keine Seele auf dem ganzen Erdenrunde sein nennen kann, ist ein gar zu unglückseliges Wesen! Und, Gott! es wäre doch möglich, daß der Unglückselige an seinem Unglück, wenigstens zum Theil, unschuldig wäre. Vielleicht ließ ihn sein Schicksal die bessern Menschen vorbeygehen, und unter Unmenschen gerathen, die ihn mißhandelten; vielleicht wollte sich sein Herz mehr als Einmal der Freundschaft öffnen, aber immer kam er an Unwürdige, die ihn mißbrauchten; vielleicht fiel er unter Mörder, die sein Herz unheilbar verwundeten! Wäre es aber auch seine eigene Schuld; doch könnt' ich ihn jetzt nicht ausstoßen, ihn nicht seinem einsamen Grame und Unmuth überlassen, am wenigsten in der Stunde der Seligkeit, wo mein Schuldbuch vernichtet, und die ganze Welt mit mir ausgesöhnt ist, wo ich dem Verbrecher am Hochgerichte Gnade, dem Sünder in der Hölle Vergebung wünsche, wo ich eine Welt umarmen, und — gält' es Gut und Blut, gälte es Aufopferung meines Lebens! — eine

Welt beseligen möchte! Ich muß ihn bemitleiden! Es liegt zu viel Seligkeit in dem Gedanken: zu lieben und geliebt zu seyn! ich muß den Armen bemitleiden, der an dieser Seligkeit keinen Theil hat. Mit Angst dachte ich, so oft die Stelle gesungen wurde: Wenn Einen unter uns der Fluch träfe: wenn Einer sich entfernen sollte! Und mir war es dann, als könnt' ich ihn nicht lassen, als müßt' ich ihn mit Bruderarmen zurückhalten, oder ihm nacheilen: Armer! Armer! Du bist unsäglich elend! ich fühle dein namenloses Elend, und ich muß austreten mit dir aus dem Kreise der Freude, und mit dir weinen! —

Der Dichter scheint selbst etwas Aehnliches gefühlt zu haben: Wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus unserm Bund! Aber wenn er nun noch weinen — sein Elend fühlen kann! — Der Unglückselige!

Gern gebe ich zu: daß jenes harte Urtheil durch den Beysatz: wer's nie gekonnt, gewisser Maßen gerechtfertiget werde; ja daß man, den Menschenfeind bloß in abstrakto gedacht, wie ihn der Dichter hier gedacht haben wollte,

dieß Urtheil ohne Beymischung einer unangenehmen Empfindung nachsprechen, und vielleicht durch den hinzu gedachten Gegensatz: „Hier aber ist ein Kreis von Menschen, die sich lieben! — und auch ich liebe, und werde geliebt!" sich im ungestörten Freudengenuß erhalten könne. Indeß geht mir es mit dem Liede, wie dem liebenden Mädchen mit dem geliebten Jünglinge, beym ersten bemerkten Widerspruch ihrer Empfindungen. Es schmerzt vielleicht um so mehr, weil es der erste und einzige ist; aber sie liebt ihren Jüngling darum nicht minder, und ist geneigt, den Irrthum mehr in sich, als in ihm zu suchen. Möglich auch, daß sie ihn da sicherer findet!

Uebrigens gehe ich mit meinem Dichter durch alle verschlungene Wege der enthusiastischen Freude Hand in Hand, und folge ihm selbst da, wo seine Tadler ihn auf dem gefährlichsten Irrwege wähnen.

Eine heit're Abschiedsstunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

„Was, um's Himmels willen! soll der Grabgesang im Weinliede, beym Trinkgelage?"

Die Antwort werdet ihr dann leicht finden, so bald ihr den kleinen Unterschied zwischen einem *Schillerischen* Liede an die Freude, und euren gewöhnlichen Trinkliedern, zwischen einem sokratischen Freudenmahle und euren Bacchusfesten einsehen lernt! —

Auffallend ist es aber, daß diese Frage auch von solchen aufgeworfen wird, welche aus *Hölty's* leider! *Volksliede*: „*Rosen auf den Weg gestreut* &c. auch eine Strophe, die alles schöne und sittliche Gefühl empört, ohne Anstoß absingen können:

„Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke graut,
Ruht sie auf der Bahre."

Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet sie den Winden!
Ruht bey hellem Becherklang
Unter grünen Linden!"

Ist's wahr, daß die alten *Aegypter* bey ihren Lustgelagen einen ihrer Todten in den

Speisesaal bringen ließen, um den versammelten Gästen entweder die Lehre: „Genießet mit kluger Mäßigung!" desto nachdrücklicher an's Herz zu legen; oder im Gegentheil das memento mori! mit dem post mortem nulla voluptas! zur Ermunterung zu desto lauterem Jubel zu gebrauchen: so handelten sie im ersten Falle sehr zweckwidrig — machten, wenn es selten geschah, frömmelnde Schwärmer, oder bewirkten, wenn es oft geschah, gar nichts —; und im zweyten Falle wahnsinnig.

Ich kann nicht läugnen, daß ich ein mit Hölty's: Wonne führt die junge Braut — Gebt den Harm und Grillenfang ꝛc. garniertes Mahl jenem ägyptischen völlig an die Seite setze.

Hölty war keiner von unsern Kraftmännern, die zwischen den Tod ängstlich fürchten, und über den Tod spaßen, keinen Mittelweg kennen; er war ein armer Kranker, und sang in hypochondrischer Spannung, was man ihm in dieser Rücksicht gern verzeiht, ohne eben in einer glücklichern Lage, gesund an Geist und Körper, Beruf zu finden, es ihm nach zu

singen. Wenigstens kann ich mir keinen Begriff davon machen, wie ein gesunder, an Kopf und Herz unverwahrloseter Mann, oder gar ein so gesundes Weib und Mädchen, jene heterogensten Empfindungen im Augenblick an einander zu reihen, und vom traurigsten Bilde des Todes, — von der Braut, die am Abend ihres Hochzeittages auf der Bahre ruhet! — zum frohen Becherklang überzuspringen, ja sogar den Hinblick auf eine solche Bahre als Ermunterung zur lauten Freude, beym Becherklange, anzuwenden vermag. Fast sollte man sagen: es wäre gewisser Maßen Glück für die Welt, daß Viele singen, sprechen und noch manches Andere thun könnten, ohne was dabey zu denken oder zu empfinden! Zuverlässig ist es in dem gegebenen Falle für ihre Sittlichkeit minder gefährlich. Wer den gedankenlosesten Leichtsinn und die herzloseste Frivolität befördern, wer ein Völklein bilden will, das im Stande wäre zur Lust zu morden — Pariserpöbel —: der gebe ihnen öftere Veranlassung, schnell von einer Empfindung zur entgegengesetzten überzuspringen, lasse im Trauerspiel den Harlekin, mit oder, nach neuerer Sitte, ohne

Hanswurstkleid, das thut nichts zur Sache! eine komische Zwischenrolle spielen — oder sorge dafür, daß dergleichen Volkslieder mehr gesungen und verstanden werden!

Verzeihung, Freunde, für diese etwas längere Episode! —

Der Tadel trifft aber keineswegeſ die oben angeführte Stelle aus Schillers Liede, das nicht von weinberauschten Zechern gesungen seyn will, das nicht zur Lustigkeit aufspielt, sondern zu höherer Freude und zu den edelsten menschwürdigsten Gefühlen begeistert. Gerade in dieser Seelenstimmung ist der Gedanke an Tod und Grab, verbunden mit der freyern Aussicht in ein besseres Leben willkommen und wohlthätig!

„Laßt uns gut seyn bis zum Grabe, edle Thaten thun, wie das Lied sie singt, dann

Führt der Tod, ein schöner Genius,
Wie Mengs ihn mahlt in seinem schönsten Bilde,
Uns einst in selige Gefilde!
Hand in Hand wir wollen gut seyn! und unsern Bund vernichtet kein Tod!
Auf Wiedersehen!!" — —

Es wäre leicht, noch andere ähnliche Einwürfe zu widerlegen: aber die schöneren Lebensstunden, dergleichen uns der heutige Tag gewährt, sind zu kostbar, als daß man sie mit Widerlegungen und Streitigkeiten verderben sollte. Wir wollen sie weiser genießen, und heute den ersten Becher der Freude dankbar unserm Schiller weihen!

2.

Ueber den Mißbrauch des Freundschaftskusses und der Umarmungen.

Luther — jedem Wahrheitsfreunde, auch ohne seine Partey zu nehmen, ohne seine Meinungen durchaus zu unterschreiben, ein geweihter heiliger Name! Luther, der Enthusiasmus für Wahrheit und Recht, der Muth und Kraft genug hatte, bey allen Mühen, bey allen Hindernissen, bey allen Gefahren, die sich ihm entgegen stellten, dennoch den großen Kampf für Wahrheit und Menschenglück zu beginnen, hundertjährige Sklavenketten des Wahns, der Vorurtheile, des Aberglaubens zu zerbrechen, und Tausenden seiner Brüder Retter und Heiland zu werden! — sein Name sey die Losung, mit welcher ich die Versammlungen einer Gesellschaft freymüthiger teutscher Männer für dieses Winterhalbejahr hiermit eröffne!

Indeß ist es jetzt nicht meine Absicht, eine genauere Schilderung des Charakters und der Verdienste des großen teutschen Mannes — zu versuchen; sondern nur einen seiner gutmüthigen Einfälle zum Eingang einer Rede zu nehmen, welche sich Ihnen — durch ihre Kürze empfehlen wird. Luther erklärt, was in der sogenannten vierten Bitte des Vaterunsers unter täglichem Brote zu verstehen sey, und rechnet dazu unter andern auch getreue Nachbarn und gute Freunde.

Heil dem Manne, dem Freundschaft eben so nothwendiges Bedürfniß wie das tägliche Brot ist! Ihrer aller Herzen klopfen ihm gewiß lauten Beyfall; denn auch Sie fühlen gleich edles Bedürfniß, und wissen das Glück zu schätzen, daß auch Sie, auf einer Welt, wo das Thier seine Weide, der Schwelger seine Leckereyen findet, im Genusse der reinsten Freundschaft, Nahrung für Geist und Herz fanden. Aber sollte es Ihnen, meine Freunde, die Sie die Göttlichkeit der Freundschaft so herzlich anerkennen, und ihre Freuden so dankbar genießen, nicht eben deßhalb zwiefache Pflicht

seyn, die heiligen Rechte der Freundschaft, gleichsam als ihre geweihten Priester — obgleich toleranter als die Priester vergangener Zeiten — zu vertheidigen? Ich rechne deßwegen mit Zuversicht darauf, daß Sie, wenn Sie anders, wie ich hoffe, meine Gründe wichtig genug finden, einem der schändlichsten Mißbräuche in der Freundschaft, dem Mißbrauche, der mit Freundschaftskuß und Umarmung getrieben wird, mit vereinigten Kräften, womit Sie schon so manches Gute bewirkten, so manches schädliche Vorurtheil ausrotteten, so manche unsinnige Mode verdrängten, — entgegen wirken werden.

Je seltner wahre Freundschaft ist, desto gangbarer ist ihr Name, desto gewöhnlicher sind leere Freundschaftsversicherungen, und der affectierte Ausdruck ihrer Empfindungen. Freundschaft, in wie fern sie mit der Liebe, ihrem Geiste nach, gleicher Natur ist, sucht sich dem geliebten Gegenstande zu nähern, und drückt dann ihre Empfindungen durch den Händedruck, und im vollen Erguß von Zärtlichkeit durch Kuß und Umarmung aus. Schande, daß es nun

zur Mode geworden ist, mit dem Ausdrucke dieses höchsten innigsten Gefühls zu spielen, und zu täuschen! Schande, daß diese Mode an einigen Orten, und vorzüglich auch bey uns, wahrlich bis zum Unsinn übertrieben wird!

Ich treffe einen Mann, dessen Bekanntschaft — nicht Freundschaft — ich zufällig an einem dritten Orte machte, oder mit dem ich als Gelehrter oder Kaufmann in Briefwechsel stand, der wohl auf nichts weniger als auf eigentliche Freundschaft Beziehung hatte: es muß, so will es hier die Mode, geküßt und umarmt werden. Ich lerne einen weitläufigen Verwandten kennen, der vielleicht, nach seinem moralischen Charakter, meiner Seele auf immer fremd bleiben wird: es muß geküßt und umarmt werden. Ich komme zu einem Gastmahle, oder muß selbst den Wirth machen, und aus Höflichkeit, und gewisser Verhältnisse wegen, manche Personen mit einladen, die wohl meine Tischgenossen, nur nicht meine Freunde seyn können; und — ja, hier wiederhole ich den vorhin nicht zu stark gesetzten Ausdruck: daß der Mißbrauch

mit Freundschaftskuß und Umarmung bis zum Unsinn übertrieben werde.

O weg mit einer tollen Mode, welche die Freundschaft entwürdigt, unsern Charakter verderben, und unsere Gesundheit vergiften kann!

„Unsere Gesundheit vergiften?"

Herr Hofrath Gruner, in seinem Almanach für Aerzte und Nichtärzte, behauptet: daß der gemeinschaftliche Kelch im Abendmahle — auch ohne Rücksicht auf den Armensündertrank, auf den elenden verfälschten Wein, welcher noch jetzt, zur Ehre der Polizey! in vielen Kirchen zur Communion verbraucht wird — schon durch bloße Berührung des Kelchs von gewissen Kranken, der Gesundheit des Nachfolgenden, welche mit ihm aus demselbigen Kelche tranken, äußerst nachtheilig werden könnte. Man hat ihm, und ich glaube mit Recht, widersprochen; weil bey gehöriger Aufmerksamkeit des Predigers, durch öftere Umdrehung des Randes vom Kelche, das Nachtheilige der unmittelbaren Berührung verhütet würde.

Kann aber diese, aus unmittelbarer Berührung entspringende Gefahr, auch beym Kusse vermieden werden?

„Ein solcher Kranker (wird man einwenden,) nimmt nicht leicht an Gastmählern Theil."

Nicht leicht; das gebe ich zu: aber ich kann Ihnen Erfahrungen von bewährten Aerzten aufstellen, daß es doch zuweilen geschah.

„So wird er wenigstens so billig seyn, und Kuß und Umarmung vermeiden."

Ja; wenn Leichtsinn, Frechheit, oder auch unzeitige Scham ihn nicht zur Unbilligkeit, zur Ungerechtigkeit verleiten.

„Nun, so muß der Gesunde ihn von sich abhalten."

Das wird er, wenn er ihn schon als einen solchen Kranken kennt, wenn die Krankheit des Unglücklichen schon so auffallend leserlich in sein Gesicht eingegraben ist, daß sie Andre warnen und abschrecken kann. Ist sie aber das immer — und schon bey ihrem ersten Entstehen? Doch, nähmen wir auch an, daß man in kleinern Städten, wo der Mißbrauch der Umarmung am häufigsten ist, bey verhältnißmäßig geringerer

Sittenverderbniß, seltener dieser Gefahr der schrecklichsten Vergiftung ausgesetzt wäre: kann nicht Ekel vor andern — obgleich bemitleidenswürdigen Personen — meine Gesundheit auf andre Art untergraben? Wenn mir z. B. nach genossenem, vielleicht unmäßig genossenem Mahle, nun zu guter Verdauung der verpestete Athem irgend eines Tischgesellschafters entgegen gehaucht wird? Auch saß vielleicht ein vornehmer Cyniker mit an der Tafel, der mir, von Speise und Wein ausdünstend, die Ehre anthut, meine Wangen zur Serviette zu gebrauchen!

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen ein so ekelhaftes Gemälde aufstellte, das Sie indeß nicht übertrieben finden werden!

Ist es nun aber nicht mehr als thöricht, um einer elenden Mode willen, seine Gesundheit, sein Leben in Gefahr zu setzen? Aber diese unvernünftige Sitte mordet zugleich die Gesundheit der Seele, verdirbt unsern moralischen Charakter.

Kuß und Umarmung bey'm Abschied oder Wiederfinden des Zwillingsbruders unsrer Seele,

bey Entdeckung eines neuen schönen Zuges seines Geistes und Herzens, in den seligsten Augenblicken des Lebens, wo das innigste Gefühl des Wohlwollens gegen den Freund die Sprache hemmt, gegeben und empfangen, entehrt auch den Mann so wenig, als die Thräne sanfterer Theilnehmung an dem Schicksal unsrer Lieben. Nur wird der Mann nicht Siegwartisch empfindeln, wo er denken, nicht weinen, wo er handeln soll — und wird, glaube ich, eben so wenig in ewigem Wonnegefühl von Freundschaft überströmen, da er ja mit seinem Freunde nicht bloß Empfindungen, sondern auch Gedanken wechseln, und durch vereinte Thätigkeit desto mehr wirken will. Es ist bey der Neigung zu solchen Freundschaftsergießungen so etwas sinnlich Schwärmendes, so etwas Süßliebelndes, das sich mit dem männlich teutschen Charakter nicht wohl vereinigen läßt. — Wer kann aber auch den trautesten Freund mit immer gleicher Wärme und Herzlichkeit empfangen? Wozu nun gegen ihn, unsern trautesten Freund, leerer Ausdruck von Empfindungen, die das Herz nicht hat, nicht

haben kann, und, nach dem kaum vorher Gesagten, nicht immer haben soll?

Unsere vollherzigen Menschen nach der Mode haben aber diesen Ausdruck von warmer Herzlichkeit nicht bloß für ihre eigentlichen Freunde, sondern auch für alle die Hunderte oder Tausende ihrer Bekannten immer in Bereitschaft. O der vollherzigen Modemenschen!

Doch danke ich für ihre Freundschaft! Denn bey der Fülle ihres Herzens kann es doch, in tausend Theile zerlegt, jedem nur eine so kleine Portion tragen, daß es kaum der Mühe lohnt, auch nur die Hand darnach auszustrecken. Die Erfahrung lehret, daß die Allerweltsfreunde nur selten Einen Freund haben, der des Namens werth ist, und noch seltner einen solchen Freund verdienen.

Indeß gestehe ich, daß mir die Umarmungen dieser freundschaftsvollen Geschöpfe zuweilen auch mehr Lachen als Verdruß erregt haben.

Madam N** tritt ein, macht ihren Knix, und fängt nun an die versammelten Damen der Reihe nach zu umarmen. Jede — bewundern

Sie die Gegenwart des Geistes, bey der Ergießung von überströmender Freundschaft! — jede weiß sie mit so geschicktem Anstande zu umarmen, daß auch kein Härchen von der Frisur gekrümmt wird, und kein Bändchen aus seiner Lage kömmt; und, haben sie eben die großen Hüte auf, die nun mit der Hand zurück gebogen werden, so kömmt eine Attitüde für den Pinsel eines Hogarth's heraus.

Madam M**, welche beym Eintritt der Dame N** eben in einem wichtigen Gespräche begriffen war, fährt in dem Augenblicke, wie sie ihren Mund vom Kusse zurück gezogen hat, in ihrer Unterredung fort: Ja das muß ich sagen, der Anzug war ganz niedlich; aber" —

Und eben so umarmen unsere Kleinmeister, und drehen sich in demselben Augenblicke auf dem Absatz herum, um das allerliebste Füßchen der nächsten Dame zu bewundern.

Was ist hier der sogenannte Freundschaftskuß? Ein fades Compliment, wobey nichts gedacht und nichts empfunden wird. Und soll es das seyn; nun gut, so überlasse man ihn den männ-

lichen und weiblichen Puppen; und der teutsche Mann verachte den faselnden Modekuß, wie jede andere Stutzernarrheit!

Wollen wir aber, daß Kuß und Umarmung ferner bedeute, was sie doch wohl ihrer Natur nach bedeuten sollten — die stärkste symbolische Freundschaftsversicherung: so wird uns der damit getriebene Mißbrauch nicht bloß verächtlich, er wird auch verabscheuungswürdig werden. Ist's denn nicht niedrige Heucheley, einem Andern solche Freundschaftsversicherungen zu geben, gegen den mein Herz keine Freundschaft fühlt, den es wohl gar von sich abstößt? Vergebens wird man mir einwenden, daß das nun Einmal konventioneller Ton von guter Lebensart sey, wobey gar keine Moralität Statt fände; vergebens mit Lord Chesterfield sagen, daß dergleichen Höflichkeitsbezeigungen eben so wenig Beleidigungen der Aufrichtigkeit wären, als ein gehorsamer Diener am Schlusse eines Ausforderungsschreibens. Denn der ehrliche Mann sollte doch wenigstens dergleichen Höflichkeitsbezeigungen nicht übertreiben. Muß man, um froher

Gesellschafter zu seyn, eben die Rolle des Lustigmachers spielen? und, um in Gesellschaften nicht zu beleidigen, jedem mit ausgebreiteten Armen entgegen kommen?

Es giebt eine gewisse schöne Linie zwischen zu viel und zu wenig mitten inne, welche der Mann von Kopf und Herz auch bey Beobachtung willkührlicher Gesetze der alles beherrschenden Mode nicht aus dem Auge verlieren wird. Nach dieser Richtschnur wird er höflich seyn, ohne zu kriechen; wird eure Vorzüge, wenn ihr deren habt, anerkennen, wohl gar euch Gelegenheit verschaffen, sie im hellern Lichte zu zeigen, aber euch nicht Vorzüge anschmeicheln, die ihr nicht habt; wird eine närrische Rede gefällig anhören, und, ohne Beruf, nicht sagen, daß sie närrisch sey, aber sie auch nicht, wider seine Ueberzeugung, klug nennen; wird über eure faden unsittlichen Scherze nicht zur Unzeit moralisieren, aber euch auch keinen Beyfall zuklatschen; wird dem Buben, mit welchem ihn Zufall und Verhältnisse in einen freundschaftlichen Zirkel zusammen führten, da nicht geradezu seine Verachtung fühlen lassen, aber ihm auch nicht die

Achtung beweisen, die dem rechtschaffnen Manne gebührt. — Kurz, es giebt ein gewisses Gefühl für's Schöne und Schickliche, das uns in solchen Dingen lehrt, gerade so viel und nicht mehr zu thun, als man muß, und selbst dieß nur, in so weit es unsern höhern Pflichten nicht entgegen ist. Kein Gesetz der Mode — wo so oft ein Geck Gesetzgeber war — kann den freyen Mann zwingen, etwas zu thun, was mit den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit, was mit den Grundsätzen des ehrlichen Mannes im Widerspruche ist. Und nun sagen Sie selbst, sind jene Umarmungen, als bloße Höflichkeitsbezeigungen betrachtet, nicht armselige Uebertreibungen, und als Freundschaftsversicherungen gegen Menschen, die wir nicht lieben, niedrige Heucheley?

Und der Mann von Grundsätzen sollte seinen besten Vorzug einer kleinstädtischen Mode aufopfern? Das sey ferne!

Ich war Willens, meine Herren, in Bezug auf diese kleinliche Mode noch etwas über die Grimasse manches Vornehmen gegen den Minderbetitelten hinzu zu fügen; auch hätte ich gern noch für die Eingeweihten in der schönern

Liebe etwas über die Oekonomie und kluge Schätzung des Kusses gesagt: aber ich besorge, theils Ihre Aufmerksamkeit von der ernsten Seite des Gegenstandes abzuziehen, theils, gegen mein Versprechen, durch die Länge der Rede zu ermüden. Und gewiß bedarf es auch zur Hauptsache — wenigstens für Sie, meine Freunde — keiner weitläufigern Ausführung. Ist es wahr, was doch wohl nicht leicht geläugnet werden kann, daß die Beobachtung jener Mode unter gewissen Umständen der Gesundheit nachtheilig werden kann; daß sie in einer Rücksicht Stutzernarrheit, in einer andern niedrige Heucheley und Entwürdigung der Freundschaft sey: so dürfen Sie, freye teutsche Männer, edle Freunde, dieser elenden Mode nicht länger fröhnen, so sind Sie gezwungen — (Sie wissen, wie der edle Mann kann gezwungen werden), vereinigt zu arbeiten, um sie, wo möglich, gänzlich zu verdrängen. Es ist schwer, der Mode, die mit bleyernem Scepter die Welt beherrscht, entgegen zu kämpfen: aber der Sieg nach schwerem Kampfe ist desto süßer; und Sie haben sich ja dieses Sieges schon so oft, haben

sich seiner, noch in diesem Jahre, bey Abschaffung der Todtentrauer erfreut!

Sey es dann, daß uns eine Zeit lang von der Mode treuen Sklaven der Vorwurf der Sonderlinge, oder der Männer ohne Lebensart gemacht werde; mehr Ehre, als mit Aufopferung unserer Grundsätze, auf Kosten unserer Rechtschaffenheit, das zweydeutige Lob artiger Gesellschafter zu erwerben. Und hoffentlich wird auch dieß — doch eben nicht sehr furchtbare — Urtheil bald abgeändert, oder doch leiser, und endlich nur noch von denen gesprochen werden, deren Tadel mehr Ehre als ihr Beyfall ist, wenn wir, wie bey Abschaffung der übermäßigen und kostspieligen Kleidertrauer um die Verstorbenen, die Gründe unsers Verhaltens öffentlich bekannt machen, und dann fest vereinigt handeln.

Von nun an also Freundschaftskuß und Umarmung nur für den eigentlichen Freund, und nur für die seltnen Augenblicke, wo das Herz selbst mit innigstem Gefühle den Freund umschlingt! Nie wieder eine Umarmung als

bloße Höflichkeitsbezeigung, nie eine Umarmung um der Mode willen!

Der teutsche Händedruck erhalte nun durch Freunde, die sich lieben, wie ich Sie liebe, und wie ich mit froher Ueberzeugung von Ihnen geliebt zu werden glaube, seine alte Würde wieder!

3.

Epitomierte *) Beantwortung der Frage:

„Darf der rechtschaffene Mann, als Mitglied eines Collegii, in welchem durch die meisten Stimmen wichtige Aemter im Staate besetzt werden, dem unwürdigern Competenten seine Stimme geben, weil er zum voraus sieht, daß doch dem würdigern seine einzelne Stimme nichts helfen werde?“

Die Frage wurde von einigen bejaht, aus folgenden Gründen:

1) Weil ich keine Verpflichtung habe, mir zu schaden, wo ich doch keinem Andern damit nützen kann.

*) Vergleiche in den Gesetzen der F. M. Ges. 11, c; wozu dieß als Probestück, oder als erläuterndes Beyspiel, eine Stelle zu verdienen schien.

2) Weil ich dadurch nicht nur mir, sondern auch meinen Freunden und Anverwandten schade;

3) ja dem Staate selbst; — indem ich dadurch meine Macht, Gutes zu wirken, vermindere. Denn meine Collegen, durch diesen Widerspruch, durch diese Unbiegsamkeit beleidigt, werden mir nun auch bey den besten Unternehmungen entgegen handeln, und manches Gute, das ich nur mit ihrer Beystimmung zu Stande bringen kann, verhindern. Die gute Absicht wird also meine Handlung rechtfertigen, der Zweck die Mittel heiligen.

4) Es wäre sogar möglich, daß ich dadurch selbst meinem Candidaten, in Rücksicht auf seine künftige Beförderung, schadete: weil der Haß gewöhnlicher Menschen gegen ihren Feind sich oft über alle diejenigen verbreitet, welche sie als seine Freunde betrachten. Hier besonders wird der, wenn auch noch so unschuldige, Candidat als Mitursache einer verhaßten Wirkung mit gehaßt werden.

5) Und wie weiß ich mit Gewißheit, ob mein Candidat, der mir der Würdigere scheint, auch wirklich der Würdigere sey? Konnte ich mich nicht in der guten Meinung, die ich von ihm habe, täuschen? ist diese Täuschung nicht wahrscheinlich, da die andern alle nicht für ihn stimmen wollen?"

Auf 1) und 2) wurde geantwortet:

Die bey Antretung deines Amtes übernommene Verpflichtung: bey vorfallenden Wahlen dem nach deiner Ueberzeugung Würdigsten deine Stimme zu geben; ist nun für dich Gesetz, das du, auch mit Aufopferung deines eigenen Vortheils erfüllen mußt, so lange du dein Amt als ehrlicher Mann bekleiden willst.

Angenommen, daß dir dieß Gesetz nicht ausdrücklich von Andern vorgeschrieben wäre, so würde dir's deine eigene Vernunft und Rechtschaffenheit vorschreiben. Wie viel mehr aber bist du verbunden, dein feierlich gegebenes, vielleicht — was in den meisten Staaten der Fall seyn wird — durch einen Eid bekräftigtes Wort zu halten?

Es läßt sich aber auch nicht behaupten, daß du deßwegen nichts nützest, weil du jetzt deinen nächsten Zweck durch deine Stimme nicht erreichen kannst. *) Du nützest schon dadurch, du beförderst die gute Sache, daß du an deinem Theile beweisest, daß dir Pflicht, Treu' und Glaube heilig sey. Da hingegen der Unredliche und Ungerechte in seiner Ungerechtigkeit noch bestärkt werden würde, wenn er sähe, daß selbst der, welcher den Ruf des rechtschaffenen Mannes für sich hat, dennoch ihm gleich handelte, und so die Ungerechtigkeit und Treulosigkeit gleichsam heiligte. —

3) Der Mann, welcher ohne Rücksicht auf Privatinteresse, bloß um dem Staate desto mehr zu nützen, jetzt mit widerstrebendem Herzen thäte, was er in keiner andern Rücksicht thun würde, ist — wenn er anders vor seinem Gewissen über-

*) Möglich wäre es doch auch, daß der Mann, der seine Stimme mit Gründen unterstützte, vielleicht einige seiner Collegen zur Abänderung ihrer Stimme bewegen, und so selbst seinen nächsten Zweck vielleicht erreichen könnte.

zeugt war, daß diese Absicht allein seine Handlung bestimmte; so fest davon überzeugt war, daß er, und wenn er in der folgenden Stunde sterben, und vor den Richterstuhl des Allgerechten gefordert werden sollte, mit dieser Ueberzeugung von der Lauterkeit seiner Absicht seinem Richter entgegen gehen könnte — der Mann ist, in wie fern er seiner Ueberzeugung ein schweres Opfer brachte, ein edler Mann!

Aber, nicht zu gedenken, daß diese vorgegebene Absicht bey den meisten nur Maske sey, hinter welcher sich entehrende Menschenfurcht und Privatinteresse verstecken; daß vielleicht auch mancher sich selbst täuscht, und aus Patriotismus zu handeln wähnt, wo er nur aus Besorgniß zu beleidigen, und sich oder seinen Freunden zu schaden, handelte: so ruhet dennoch seine Ueberzeugung auf einem Irrthume, und er ist also nur so lange gerechtfertigt, als er dem unverschuldeten Irrthume unterworfen ist.

Er stiftet zuverlässig für den Staat mehr Böses als Gutes! Die Grundstützen, worauf das Wohl der Gesellschaft gegründet ist, sind Gerechtigkeit, Treu und Glaube. Wehe dem, der

diese Grundstützen untergräbt, oder auch nur nicht, so viel er kann, ihre Untergrabung von Andern verhindert! Und sollten nicht die Gesetze denen vorzüglich heilig seyn, welchen die Regierung des Staats und die Sorge für Aufrechthaltung der Gesetze übertragen ist?

Du sollst und darfst aber auch, als moralisch guter und gerechter Mann, dem Staate nicht durch Verletzung deiner Pflichten, durch Begehung einer Ungerechtigkeit nützen. Der Satz: Der gute Zweck heiligt die auch an sich unerlaubten Mittel; ist ein sehr unrichtiger Satz, kann zur Begehung der abscheulichsten Ungerechtigkeiten verleiten, kann einem Ravaillac den Dolch in die Hand geben, um einen Heinrich IV. zu morden, in der vermeinten edlen Absicht, Gott und der Religion dadurch einen Dienst zu leisten. *)

„Man darf nichts Böses thun, daß Gutes daraus entstehe!“ sagt der Lehrer der Christen. Und auf den Bericht des Aristides von dem ihm entdeckten Plane des Themistokles: daß

*) Auch Gustavs Mörder glaubte seine abscheuliche That damit zu rechtfertigen.

dieser Plan zwar sehr nützlich, aber ungerecht sey; urtheilten die damals braven Athenienser einstimmig: „Also darf er nicht ausgeführt werden!"

Hieraus ergiebt sich die Widerlegung des vierten Grundes von selbst — wo man ohnehin der einen Möglichkeit eine andere: daß der Candidat durch seinen entschlossenen Vertheidiger auch gewinnen, und daß dadurch seine Verdienste mehr anerkannt werden könnten; entgegen setzen kann.

Der fünfte baufällige Grund stürzt, so bald man annimmt, wie es jeder rechtschaffene und aufgeklärte Mann gewiß annehmen wird; Es ist dir Pflicht, dem, nach deiner Ueberzeugung, Würdigsten deine Stimme zu geben.

So wenig du eine begangene Ungerechtigkeit damit entschuldigen kannst, daß Andere sie auch begingen, auch ungerecht handelten, eben so wenig wird deine, einem Unwürdigen gegebene Stimme gerechtfertigt, weil auch Andere sie ihm gegeben haben. Pflicht ist es dir freylich, auch die Urtheile Anderer zu hören, und zu prüfen, so viel du kannst, ob dein Candidat auch

der Würdigere sey? aber bleibt er dieß auch dann noch, nach deiner Ueberzeugung, so mußt du als ehrlicher Mann für ihn stimmen, und wenn auch keiner deiner Collegen ihm beytreten wollte. *)

Möglich wäre es, daß du, bey aller vorhergegangenen sorgfältigen Prüfung, dich dennoch in deinem Candidaten geirrt hättest; aber du wärest gerechtfertigt. Angenommen, daß dein Candidat, der durch dich das Amt erhalten hätte, weil du ihn für den Würdigsten hieltst, ein Heuchler gewesen, und nun seinem Amte Schande machte, dem ein Andrer, welchem du entgegen arbeitetest, weil du ihn fälschlich für

*) Eine armselige Entschuldigung für die Ungerechtigkeit — denn das ist und bleibt sie immer: — hörte ich von einem Wahlherrn: Man würde sich durch seine singuläre, nichts fruchtende Stimme nur lächerlich machen! — Wäre es wirklich so weit gekommen, daß man sich lächerlich macht, wenn man, seiner Ueberzeugung getreu, gerecht handelt? — O euern Spott, ungerechte meineidige Menschen, oder kopflose Jaherren, würde ich mir zur wahren Ehre rechnen!

unwürdig hieltest, Ehre gemacht haben würde; doch bist du gerechtfertiget. Du würdest dir hingegen Vorwürfe zu machen haben, hättest ungerecht gehandelt, wenn du dem nachher erkannten Würdigern damals, als du ihn noch nicht dafür erkanntest, deine Stimme gegeben hättest. Der Erfolg, den wir nicht vorher sehen konnten, kömmt nicht auf unsere Rechnung, und kann eine ungerechte That nie entschuldigen.

4.

Einige Fabeln.

Die Sänger des Waldes.

Unter der Regierung Furchtbars des neun und neunzigsten begann im Thierreiche das philosophisch=ökonomische Zeitalter. Alles rechnete jetzt — „wie man seine Bedürfnisse einschränken, seine Begierden mäßigen, mit wenigem zufrieden leben könnte?“ — Nein, das nicht; sondern wie man mehr gewinnen, wie man mehr Mittel erhalten könne, die unmäßigsten Begierden zu befriedigen. Der Maßstab, nach welchem man jetzt das Gute bestimmte, war das Nützliche, und nützlich war, was bereicherte.

Besonders machte die lucrative Philosophie am Hofe schnelle Fortschritte. Kein Wunder; denn Sultan Furchtbar hatte die besten Köpfe

zu Rathgebern, welche nicht ermangelten, ihm pflichtmäßigst einen weisen Rath nach dem andern zu geben, dessen Befolgung, wo nicht immer ihrem Herrn, doch zuverlässig ihnen selbst Nutzen brachte. Niemand verlor aber bey dieser Philosophie mehr als die Sänger des Waldes. Man bewies ihnen, daß sie unnütze Bürger des Staats wären, brachte sie um die Gunst des Fürsten und um die Achtung ihrer Mitbürger, und kränkte sie durch Spott und Demüthigung aller Art so lange, bis sie endlich das Singen unterließen, und sich auf etwas Nützlicheres legten.

Aber mit ihrem Gesange verstummte auch die Freude, und alle Thiere wurden roheren Sinnes. Böse Laune und Mißmuth erzeugte bey den minder Mächtigen heimtückische Bosheit, bey den Mächtigern blutgierige Grausamkeit. In kurzen sank die philosophische Thierwelt in die tiefste Barbarey zurück.

Der Fuchs und die Nachtigall.

Es ist wahr, sprach ein Fuchs zur Nachtigall, ihr seyd geistvolle Sänger; nur Schade, daß es euch ganz an Weltkenntniß und Lebensklugheit fehlt! Erst gestern sah ich eine deines Geschlechts recht plump in eine Falle gehen, die ihr der Mensch gestellt hatte. Wer einen Fuchs fangen will, der muß es listiger angreifen.

Natürlich! antwortete die Nachtigall; ihr versteht euch selbst zu gut auf das Fallenstellen. Würden die Nachtigallen auch erst betriegen lernen, so würden sie wahrscheinlich nicht mehr so leicht betrogen werden. Aber freylich würden sie dann auch aufhören, Nachtigallen zu seyn, deren süßester Beruf es ist, andern Freude in's Herz zu singen.

Phylax und sein Vater.

Ey sagt doch, sprach Phylax, ein ehrlicher Haushund, zu seinem Vater, wie unser Monarch zu den Beynamen des Gütigen, des Thierfreundes gekommen ist? Ich bin Augenzeuge gewesen, daß er einen Hirsch, der ihm eben in den Weg kam, auf das grausamste zerfleischt hat. Das war doch, bey meiner Treue, nicht gütig und thierfreundlich!

Er hat das, antwortete der Vater, dem Andenken an seine hohen Vorfahren in der Regierung zu verdanken. Man erkennt es mit Dank, daß er weniger mordet als jene.

Murner und das Windspiel.

Während der Vorlesung, die Murner dem Windspiele Haltan hielt, um ihm zu beweisen, daß es unverzeihlich sey, unschuldige Hasen zu morden, ließ sich ein armes Mäuschen blicken, und husch! hatte es Murner zwischen den Zähnen.

„Ey, ey," sprach das Windspiel, „Herr Kabinetsprediger, wie reimt sich das zu Ihrer Lehre?"

Ja, antwortete Murner, das ist auch nur eine elende Maus!

Der Amtmann B. Es ist unverzeihlich, wie der Fürst von N** mit seinen Unterthanen umgeht ꝛc.

Herr von A. Sie haben Recht! — Aber, Herr Amtmann, Ihre Bauern klagen, denke ich, auch nicht mit Unrecht über Ihre Strenge.

Der Amtmann. Ja, das sind Bauern, denen muß man strenge seyn.

Herr von A. Aber doch auch Menschen wie Sie und ich?

Ein Dritter. Schön gesagt, Herr von A.! doch — Freymüthigkeit mit Freymüthigkeit belohnt! — Wie konnten Sie gestern Ihren Bedienten um eines so kleinen Versehens willen, so — gerade heraus gesagt — mißhandeln?

Herr von A. Ja — der Schlingel von Bedienten!

Ihr kleinen Tyrannen, werdet selbst erst menschlicher, ehe ihr die großen tadeln wollt!

Das verleumdete Roß.

Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte. Und der König schätzte und liebte seinen treuen Diener, wie er's verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgesindel; und der Fuchs übernahm es, dem Löwen seinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weise antwortete der König der Thiere: „Es ist ein sichrer Beweis von der Güte meines Rosses, daß es dich Elenden zum Feinde hat!"

Der Hopfen und die Eiche.

„Was hilft am Ende Fleiß und Arbeit, und die mühevollste Ausbildung des Geistes — ohne Glück und ohne Gönner? N**, der seine

Jugend verschwelgte, steigt durch seine Gönner von einer Ehrenstelle zur andern empor, und blickt mit Verachtung auf mich herab."

Du aber weißt, daß du seine Verachtung so wenig verdienst, als er deinen Neid. — Er hat Ehrenstellen ohne Ehre, und wer weiß wie lange die Stellen.

So mit stolzer Verachtung blickte einst der Hopfen von seiner hohen Stange auf eine junge Eiche herab. Ein Sturm warf die Stange nieder, und der Hopfen seiner Stütze beraubt, kroch auf der Erde. Indeß wuchs die Eiche langsamer, aber auf die Dauer, zum schönsten Baume des Waldes.

Die Wahl eines neuen Königs.

Die hohe Wahlversammlung im Thierreiche Arabiens war jetzt beschäftigt, den Würdigsten zum Könige zu ernennen; und hatte, wie sich denken läßt, volle Arbeit. Unter den zahllosen Candidaten, die sich würdig fühlten, meldete sich auch ein Pferd, das im Dienst eines Arabers an Geist und Leib verkrüppelt war, weniger aus Ehrgeitz — dazu war es zu lange Sklav gewesen! — als aus Liebe zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben. Denn als König, dachte es, lasse ich Andere für mich arbeiten, und mich von meinen fleißigen Unterthanen füttern.

„Du," sprach der Präsident der hohen Versammlung, „du willst König werden? Weißt du denn nicht, daß, der neuesten Verordnung gemäß, nur der Würdigste ein Recht zum Throne haben soll?"

„Das weiß ich," antwortete das Pferd, „und eben darum melde ich mich; denn fragt

meinen vorigen Herrn, ob ich nicht aus dem vornehmsten Geschlechte abstamme. Seit mehrern hundert Jahren gab mein Geschlecht Arabien die edelsten Rosse."

Ihr hättet hören sollen, mit welchem bittern Spotte diese Erklärung aufgenommen wurde.

„O hättest du geschwiegen," sprach der eine, „so wärst du als ein gemeines Pferd zwar unbemerkt und ungeehrt geblieben, aber niemand würde dich verachtet haben."

„Zwiefache und zehnfache Schande dem, der edle Rosse zu Vätern und Großvätern hatte, und dennoch ein so muthloses, sklavisches, gemeines Thier geworden ist!" sprach ein Anderer.

„Sollen wir einen Dummkopf zum Könige ernennen, weil sein Vater klug war?" sprach ein Dritter.

„Und wird," fuhr ein Vierter fort, „dein weiland braver Vater aus seinem Grabe zurück kehren, und seinem nichtswürdigen Sohne Verstand und Muth einathmen?"

„Ey höre doch," rufte ein Fünfter einem Esel zu, „hast du nicht auch Lust, König zu werden? Vor zwey, drey tausend Jahren soll ja

Einmal einer aus deinem langgeöhrten Geschlechte gar ein Prophet gewesen seyn!"

Beschämt schlich der ausgeartete Sohn braver Väter aus der Versammlung.

* * *

Der Würdigste sey König! das war nun ausgemacht; aber nach langem blutigen Streite blieb es immer noch unausgemacht: Wer dieser Würdigste sey?

Die Tieger machten endlich mit Unterstützung der Füchse dem Streite ein Ende. „Wozu?" riefen sie, „wozu überall einen König? Frey wollen wir seyn, alle frey seyn! Tod und Verderben dem, der sich's einfallen läßt, König über ein freyes Volk werden zu wollen!"

„Herrlich, herrlich," schrieen alle! „Tod dem Könige! Wir sind frey!"

Vertilgt wurde der Königs-Name; die Tieger theilten sich in die königliche Macht, und herrschten über die andern freyen Thiere — wie Tieger.

5.

Ueber Zufriedenheit.

Freund M** machte einst folgende Frage zum Gegenstande der gemeinschaftlichen Untersuchung und Unterhaltung seiner Freunde:

„Welches sind die vorzüglichsten Ursachen, daß so viele Menschen — obgleich gesund, ohne marternde Vorwürfe des Gewissens, ohne eben viel Unglück erfahren zu haben, mit Einem Worte, in einer Lage, die man glücklich nennen kann — dennoch nur selten sich selbst glücklich fühlen, nur selten mit ihrem Zustande zufrieden sind? Und welches wären wohl die besten, ausführbaren Mittel, diese Menschen zufriedener zu machen?“

Er hatte die Anmerkung hinzu gesetzt:

„Die bekannte Einrichtung unsrer Gesellschaft läßt uns über die vorgelegte Frage keine weitläufigen Abhandlungen erwarten: aber mit Zuversicht können wir doch auf allgemeine thätige Theilnehmung rechnen, da der Stoff so reichhaltig und

der Beantwortung so würdig ist. Wir wollen und können hier die Materie nicht erschöpfen, aber doch der Wahrheit um etwas näher kommen, und auch dieses Etwas ist Gewinn. — Am willkommensten würde uns die Mittheilung kleiner erprobter Hausmittel gegen böse Laune, Mißmuth und Unzufriedenheit, und kurze Bemerkungen über weisern Lebensgenuß seyn."

Ich habe die Beyträge zur Beantwortung dieser Frage, welche mir die zweckmäßigsten schienen, gesammelt, und hoffe, daß wenigstens einige davon auch meinen Lesern nicht ganz mißfallen werden.

Ich bin weit ruhiger und zufriedener geworden als ich sonst war, seit ich mich gewöhnt habe, die Menschen und Dinge um mich herum mehr von ihrer guten, oder doch von ihrer bessern, als von ihrer schlimmern Seite zu betrachten.

Tausend Dinge, die uns Uebel scheinen, sind in einer andern Rücksicht sehr gut, und werden oft durch ihre heilsamen Wirkungen wahre Wohlthaten. Und die Menschen — ey glaubt doch nicht, daß sie so grundaus verdorben wären.

Sie handeln böse, weil sie das Bessere nicht mit Ueberzeugung als das Bessere kennen. Die Schlimmern unter ihnen sind die größern Thoren; — sie handeln aus kleinlichem Eigennutz, der selbst in der Eingeschränktheit ihrer Begriffe seinen Grund hat; und die Schlimmsten sind arme bemitleidungswürdige Geschöpfe, denen der Kopf in der Jugend verschroben, und das Herz verwahrloset wurde.

Freylich werde ich mich so viel wie möglich hüten, daß sie mir durch ihre Thorheit nicht schaden; wo ich aber das nicht verhüten konnte, nun da werde ich diesen Schaden wie jedes andre Unglück, das mir ohne meine Schuld begegnet, standhaft ertragen, und nicht selbst so thöricht seyn, mir durch Aerger über die Ursache des Unglücks, das Gefühl desselben zu erhöhen. Ein alter Weiser sagt etwas derb, aber doch wahr: Wird sich ein kluger Mann über das Pferd oder den Esel ärgern, der ihn getreten hat?

„Ja das Thier that's aus Unvernunft!“

Glaubt ihr, daß es der böse, das heißt, der thörichte, der verschrobene Mensch aus Vernunft gethan habe?

Wir bringen uns um die meisten Freuden durch Schwelgerey, erschöpfen jede Art des Vergnügens bis auf den Grund, und klagen dann thöricht: daß alles eitel sey. Allein durch kluge Oekonomie, durch weise Sparsamkeit im Genuß, können wir uns auch kleinere Freuden immer neu und reitzend erhalten. —

Rousseaus Heloise trank gerne Kaffee — das hatte sie mit vielen ihrer Schwestern gemein. Aber sie trank ihn äußerst selten, um sich diesen Genuß immer reitzend zu erhalten — das möchten ihr nur wenige nachthun können. —

Einer meiner Universitäts-Freunde, welcher sonst den ganzen Tag in einer Wolke von Tabaksrauch eingehüllt saß, und sich dabey oft über sich selbst ärgerte: weil ihm, wie er sagte, das unmäßige Rauchen mehr Bedürfniß als Vergnügen sey; hatte endlich so viel Selbstüberwindung, sich des Tages auf zwey Pfeifen einzuschränken, die er am Abend rauchte. Jetzt freute er sich auf jeden Abend; und, so sauer es ihm auch am Tage geworden war — wer ihn am

Abend bey seiner Pfeife fand, der fand ihn froh und wohlgemuth. —

Ich halte es so mit dem Weine. Kein Dichter kann ihn lieber trinken als ich; und doch trinke ich ihn gewiß seltener als Heloise ihren Kaffee trank. Dafür schmeckt mir aber mein Glas Wein desto besser, und ich brauche nicht viel zu trinken um froh zu werden.

Selbst das reine Vergnügen, das mir die Musik gewährt, genieße ich nur sparsam. Nur dann, wenn es am Tage stürmte, ergreife ich am Abend meine Flöte, und es mißlingt mir nicht leicht, die volle Ruhe wieder herzustellen.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß die Menschen für ihr Glück zu reich werden können. Wovon ich an einem meiner Bekannten eine auffallende Erfahrung gemacht habe.

Der Mann lebte sonst von den mäßigen Einkünften seines Amtes glücklich und zufrieden. Er richtete sich klüglich mit den Ausgaben nach der Einnahme, so daß beym Schluß der Rechnung jedes Jahres noch ein kleiner Spar- und

Nothpfennig zurück gelegt, und der Rest zum Vergnügen bestimmt ward.

Er hatte einen Garten, der für ihn und die Seinigen ein Paradies war.

Mit Vergnügen denke ich noch an die Lobrede zurück, die er mir einmal über seinen Garten hielt. Die schöne Lage, der gute Boden, die trefflichen Obstarten, die kühle Laube, die lieben Nachbarn — alles, was in und an seinem Garten war, bis auf den Zaun, alles trug bey, um ihm den Werth seines Gartens zu erhöhen. Noch wichtiger war mir, was er über die Benutzung seines Gartens sagte:

„Jahr aus Jahr ein ziehe ich meinen Kohl aus meinem Garten; und Sie können denken, daß er besser schmeckt, weil er aus meinem Garten ist, weil i c h ihn gepflanzt habe;

Wenn das Obst nur mittelmäßig geräth, so können Sie Weihnachten — oft noch später — die herrlichsten Aepfel bey mir speisen — auch eine vorzügliche Art von Winterbirn;

Jeder erste Frühlingstag ist ein Festtag für mein ganzes Haus; denn da geht's mit Weib und Kind in den Garten;

Wieder ein Festtag, wenn die ersten Früchte aus dem Garten genossen werden;

Dadurch wird zugleich der Naschbegierde der Kinder gesteuert; denn das ist nun Einmal Gesetz: Niemand rührt eine Frucht eher an, bis das erste Festgericht gemeinschaftlich genossen ist;

Und der Jubel, wenn ein Bäumchen zum ersten Male trägt, das ich selbst gepflanzt habe!

Habe ich mich am Tage müde am Schreibepulte gearbeitet, so hole ich am Abend Gesundheit und Erholung im Garten;

Es fällt mir nicht ein, im Sommer in Gesellschaft zu gehen — was auch für meine jetzigen Einkünfte zu kostbar wäre; ich gehe in meinen Garten;

Ich arbeite das meiste in meinem Garten selbst, und bin desto gesünder;

Während der Arbeit denke ich schon an die Ernte, — wie das gedeihen werde; und bin desto froher;

Auch meine Kinder arbeiten nach ihren Kräften mit, und gewinnen mit mir an Stärke, Gesundheit und frohem Muthe;

Ich habe sie da unter näherer Aufsicht; und sie lernen bey der Arbeit in freyer Natur, in traulicher Unterredung oft mehr, als aus todten Büchern;

Wenn ich so eine kleine Verbesserung oder Verschönerung angebracht habe, und Sonntags die Mutter damit überrasche — was das für Freude ist!

Ja der Sonntag! Sie sollten uns Einmal des Sonntags, wenn nur einiger Maßen gute Witterung ist — da sollten Sie Einmal meine kleine frohe Familie im Garten sehen, wie sich alt und jung freut!"

Wie herzlich freute ich mich selbst, da ich den Mann so behaglich, so zufrieden von seinem Glück sprechen hörte! Wie herzlich wünschte ich jedem ehrlichen Manne, der ihn so zu genießen versteht, einen Garten!

Und seht der arme Mann ist durch eine reiche Erbschaft um sein Glück gekommen. Er hat jetzt vier Gärten, und genießt keinen. Von seinem kleinen Vermögen war er Herr, von seinem Reichthum ist er Sklav. Vorher hatte er jährlich einen kleinen Ueberschuß, den er zum Ver-

gnügen verwendete; jetzt sammelt er alle Groschen, um jährlich ein Kapital mehr auszuleihen. Er klagt jetzt über Arbeit und Sorgen, und wird seines Lebens nicht mehr froh.

Niemand klagt mehr über Mangel an Freude, als die übercultivierten Menschen aus der Klasse der so genannten vornehmen Welt, eben weil sie übercultiviert — verwöhnt, verzärtelt und verweichlicht sind; weil sie nicht mehr an den reinen Freuden der Natur, sondern nur an erkünstelten Vergnügungen, Geschmack finden, und durch unmäßigen Genuß sich übersättigt haben.

Wessen Gaumen an starke Gewürze verwöhnt ist, wird, natürlich, gemeine Kost verachten. Das ist schon schlimm. Aber noch schlimmer ist, daß der verwöhnte Gaumen immer stärkere und stärkere Gewürze verlangt; daß also die Zahl der gemeinen Gerichte, die er nicht mag, immer größer wird, bis ihm endlich nichts mehr schmecken will.

„Wer doch noch bey einem Glase Wein sich froh trinken könnte!“ sagte mir jüngst der Landrath H**: „jetzt muß ich sehr viel, und starken Wein trinken, um dieselbe Wirkung hervor zu bringen!“

Allein warum brauchtest du auch Arzeney als Alltagskost?

Laßt uns die kleinern Freuden des Lebens nicht als Zweck ansehen, sondern als Mittel zu nützlicher edler Thätigkeit; laßt uns den Landmann nachahmen, welcher den Hunger erarbeitet; laßt uns eine frohe Abendstunde durch einen wohl vollbrachten Tag verdienen; laßt uns zur ungekünstelten Natur zurückkehren, und die gute Mutter wird dann mit milder Hand uns Segen und Freude spenden!

Mit steigender Cultur vermehren sich unsere Bedürfnisse; aber nicht zugleich die Mittel sie zu befriedigen. Die nothwendigste Folge davon ist, daß das Menschengeschlecht immer ärmer an Freude wird. Den gänzlichen Banquerout zu vermeiden, giebt es, glaub' ich, nur zwey Mittel:

entweder wir müssen neue reichhaltige Goldgruben zur Befriedigung unserer Bedürfnisse entdecken, oder müssen unsere Bedürfnisse einschränken. Zu jener Entdeckung gehört viel Glück; und am Ende wäre es doch nur Palliativ — denn welche Goldgrube ist unerschöpflich? und bekämen alle mehr Gold, wer wäre dadurch reicher geworden? — Möchten doch die Menschen einsehen lernen, was zu ihrem Frieden dient, und das zweyte, sichere und untriegliche Mittel selbst anwenden, und ihren Kindern die Anwendung erleichtern. Wie viel würden wir dadurch an reellem Reichthum gewinnen! Bey einiger Seelenkraft ist es wahrlich nicht schwer, sich freywillig manchen Genuß zu versagen, aus eigenem freyen Entschluß zu entbehren; aber schwer ist es, entbehren zu müssen, wenn man es, vor dem Zwange von Außen, nicht gelernt hat. Hierzu kömmt, daß ja alle unsere Freuden durch weise Sparsamkeit im Genuß gewinnen, und daß hingegen unmäßiger Genuß das Grab jeder Freude ist.

Die Menschen werden zufriedener werden, wenn sie ihre Glückseligkeit mehr in sich selbst als außer sich werden suchen lernen; und der größte Schritt, den sie zur Erlangung dieser Selbstständigkeit und vernünftigen Selbstgenügsamkeit thun können, ist der, daß sie sich von den Meinungen der Menschen unabhängiger machen, und nicht zu sehr nach den Seifenblasen des Ruhms haschen. Ich wenigstens, einst ehrsüchtiger, und bey meiner Ehrsucht immer unzufriedener Jüngling, bin jetzt der zufriedenste Mann, seit ich das Tadelnswürdige vermeide, nicht, weil es die Welt, sondern weil ich es tadelnswürdig finde; übrigens bey ungerechtem Tadel anderer, wo nicht ganz gleichgültig, doch ziemlich ruhig bleibe, so ruhig als bey ihrem unverdienten Lobe — und selbst verdientes Lob ihnen gern erlasse. Denn was loben, was ehren die meisten Menschen?

Busch, ein Gelehrter, der gegen den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts lebte, und nicht unberühmt war, ging einst im Alltagskleide aus, und wurde von den Vorübergehenden kaum bemerkt. Bald darauf erschien er im Festkleide,

und jeder, der ihm begegnete, neigte sich tief. Busch, wie er in sein Zimmer zurück kehrte, warf sein Kleid ab, trat es mit Füßen, und sprach mit dem heftigsten Ausdruck des Unwillens: „Bist Du Busch, oder bin ich's?"

Das war nicht klug, lieber Busch, und wenn du auch wirklich sonst ein noch so kluger Mann warst — das war nicht klug. Gesetzt, diese Ehrenbezeigungen wären dir, auch ohne dein Festkleid, erwiesen worden, wärst du selbst dadurch geehrt worden?

„Ey freylich; dann hätte man den Busch, nicht sein Kleid geehrt!"

Nun, und was hätten sie sich wohl bey dem Busch gedacht?

„Das ist ein kluger, weiser Mann?"

Da dachten sie also, er wäre was sie, ihrer Meinung nach, ganz gewiß auch sind, und grüßten ihn — um wieder gegrüßt zu werden.

„Er ist ein gelehrter Mann?"

Was machen sie daraus, wenn sie's nicht auch sind? Sind sie es aber, oder glauben sie es zu seyn, so ehren sie an ihm die Gelehrsamkeit,

um

um des guten Beyspiels willen, damit man sie wieder an ihnen ehre.

Man erweiset uns äußere Ehrenbezeigung aus Höflichkeit, wobey man entweder gar nichts, oder vielleicht etwas denkt, was uns nicht schmeicheln würde, wenn wir's wüßten. Der erste neigt sich, die andern folgen nach, weil's der erste that. Die Sache hat ihr Gutes. Die Menschen werden durch Höflichkeit freundlicher, gefälliger. Aber Thorheit wäre es darauf stolz zu seyn, daß man uns Höflichkeit erweiset. Versuche es Einmal, erwiedere die Höflichkeit anderer nicht mit gleicher Höflichkeit; habe dann noch so viele Verdienste, nur diejenigen fahren fort höflich gegen dich zu seyn, welche hoffen, daß du ihnen nützen, oder fürchten, daß du ihnen schaden werdest. Laß es dem, der dich am meisten lobte, merken, daß du ihn gering schätzest, er wird dich nun mehr tadeln, als er dich vorher gelobt hatte.

Ehrte, lobte man dich also um dein selbst willen?

Neben den würdigsten, edelsten Mann ohne Rang und Titel, tritt ein andrer, ohne Würde

und Seelenadel, aber mit Rang und Titel; vor welchem von beiden bücken sich neun Zehntheile unsrer Menschen am tiefsten?

„Wie kömmt's, daß dieser Mann so außerordentlich heute in derselben Gesellschaft ausgezeichnet wird, wo man ihn vorgestern kaum bemerkt hatte?“

Er hat gestern den — Titel erhalten.

„Ist sein innerer Werth dadurch erhöht worden? Gab ihm der Titel Verdienste? — Und fast scheint es ja, als wenn der Mann das selbst glaubte, sich selbst jetzt mehr fühlte!“

Ey nu, es ist auch keine kleine Ehre! — so von hoher Hand —

Wer ist der Große, der dich ehrt?
Sprich: kennt er der Verdienste Werth?
Setz' ihn aus seinem hohen Stande,
Vielleicht wird dir sein Beyfall klein,
Vielleicht hältst du's, ihm werth zu seyn,
Wohl gar für eine Schande: *)

M** gab seinen Beytrag als eine Art von Räthsel.

*) Gellert.

Er ist, gesteht er, glücklich **einst** **gewesen**,
Und ist es **jetzt** nicht mehr;
Hofft in der Zukunft es zu werden,
Murrt, wenn zur Gegenwart

Die Zukunft wird, und wird sie wieder preisen,
Ist sie Vergangenheit;
Er spart und kargt, und lebet stets für **morgen**;
Drum lebt er **heute** nie.

Nichts fehlt ihm als ein Auge für das Gute
Der Gegenwart, und Sinn
Es zu genießen: dann wird ihm die Erde
Schön wie der Himmel seyn!

Mein Mittel ist **Arbeit**. Arbeit wischt die wilden Bilder, welche die Phantasie mahlte, aus, besänftiget den Sturm der Seele, scheucht Launen, Gram und Grillen fort, erhält Seel' und Leib gesund, und macht uns jede Freude erst recht schmackhaft. Ich bin so fest von dem seligen Einflusse nützlicher Thätigkeit auf Lebensglück überzeugt, daß ich, wenn ich glauben könnte, was mir mein Orbil aus seiner Dogmatik bewei-

sen wollte, daß im Himmel nichts gethan würde, als daß man ein Hallelujah nach dem andern sänge — daß also im Himmel ohne Thätigkeit vegetiert würde — unmöglich den Wunsch unterdrücken könnte: Laß, Herr, meine Gebeine ruhig in der Erde fortschlummern! Denn es ist besser ohne Träume schlafen, als wachend träumen, oder von dem unerträglichsten Gefühl der Langenweile gequält werden.

Zwar gebe ich zu, man kann auch hier des Guten zu viel thun, man kann sich überarbeiten, und eben dadurch wieder um Gesundheit und frohen Muth bringen. Doch übernimmt sich wohl nicht leicht jemand in der Arbeit, ohne dringende Noth, großen Ehr- oder Geldgeitz. Da weiß ich nun freylich kein anderes Mittel, als: Gebt dem Armen Brot, und dem Ehr- und Geldgeitzigen Nießwurz.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Demme, Hermann Christoph Gottfried,

Der Pächter Martin und sein Vater

Bd.: 2

1802

Coburg, Landesbibliothek -- D II 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940667-7